Prinzeß Victoria.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

Berlin, 1873.
Verlag von Gustav Behrend.

I.

In Baden-Baden.

„Zum Teufel! Was giebst Du denn an?"

So schalt einer der Aufwärter, der eben aus dem Kursaal kam, einen anderen, welcher sich damit beschäftigte, die eisernen Klappstühle auf den Promenadenplatz vor dem Concert-Kiosk aufzustellen.

„Nun?" erwiderte dieser, indem er seine Arbeit unterbrach und den älteren Kollegen verwundert und fragend ansah, „Sagtest Du mir nicht, Jean, daß ich die Promenade aufräumen soll?"

Jean, der schon an vierzig Jahre zählen mochte, lächelte verschmitzt bei diesen Worten des viel jüngeren Dieners, der gleichsam durch seine Empfehlung erst einige Tage zuvor diese Anstellung bei der Verwaltung der Kursäle von Baden-Baden erhalten hatte.

„Hm," erwiderte er dann, „man sieht, daß Du noch Neuling in dieser Sphäre bist, mon cher garçon Christophe; aber ich verzeihe Dir, denn Du hast bisher immer nur in feinen Häusern gedient. Hier in Baden-Baden muß man eine besondere Schule durchmachen, um von der Saison zu profitiren. Ich werde Dir schon die nöthigen Weisungen geben."

„Ja, Jean," warf Christoph mit einiger respectvollen Zutraulichkeit ein; „Du versprachst mir dies. Warum bist Du nun nicht damit zufrieden, daß ich die Stühle hier rund um den Kiosk setze? Die Leute wollen doch beim Concert am liebsten hier sitzen?"

„Eben deshalb, Du guter Einfaltspinsel. Sieh Dir einmal das Wetter an! Nicht wahr, ein herrlicher Tag? Folglich wird heute Abend die Promenade sehr stark besucht werden, und man wird gern in der Nähe des Kiosk sitzen, um das Concert behaglich mit anzuhören. Abermals folglich, daß ein erfahrener Diener im Voraus bedacht darauf ist, sich den Herrschaften aufmerksam zu zeigen, d. h. ihnen die Stühle hier heranzutragen. Dadurch vermehrt er mit geringer Mühe sein Einkommen, mon cher Christophe; denn die Herrschaften geben ihm für diesen Dienst eine Belohnung, Cavaliere mit jungen Damen oft einen Gulden, ohne Damen wohl einen Franc, Damen allein wenigstens doch einen Sechserl. Verstehst Du jetzt?"

„Aha," entgegnete Christoph darauf mit einer bedeutsamen Miene; „man muß also sorgen, Abends recht viel Stühle für die Herrschaften hierher tragen zu können?"

„Und deshalb sie Morgens weit ab von hier aufstellen, richtig, mon bon garçon! Tragen wir also alle diese Stühle nach dem Ende der Promenade, das ist ein Geschäft, welches ich für Jeden von uns auf zehn Gulden minimum veranschlage."

Und Jean ergriff dabei mit jeder Hand zwei Stühle an ihren Lehnen und ging seinem Zögling im Wegschleppen derselben bis zum Ende des Promenadenplatzes mit gutem

Beispiel voran. Bei dieser sauren Arbeit, welcher Beide sich eifrig unterzogen, setzten sie ihre Unterhaltung fort; denn im Grunde waren sie mehr wie bloße Kollegen; sie waren Freunde, weil sie früher zusammen in einem vornehmen Hause zu Frankfurt gedient, Jean als Kammerdiener, Christoph als dessen Gehilfe, bis der Tod ihres gemeinsamen Herrn sie mehrere Jahre lang getrennt.

„Man muß doch hier viel Geld verdienen können," sagte Christoph, als sie eine Weile in der Arbeit pausirten.

„In unserer Stellung? Ei, versteht sich," belehrte ihn Jean. „Man lernt den Menschen an den Augen absehen, was sie werth sind. Ueberhaupt, Menschenkenntniß muß man sich hier erwerben, um den Diensteifer immer an der rechten Stelle anzubringen. In den Spielsälen freilich steht man sich noch besser; da fällt bald einmal ein Napoleon für Einen ab, wenn man für einen Stuhl am Spieltisch sorgt. Bei einer so glänzenden Saison wie der diesmaligen, macht mancher der Saalwärter seine tausend Gulden. Es kommt auf Glück an, wie die Kundschaft Einem in den Weg läuft. Wo am meisten zu holen ist, sind freilich Franzosen angestellt; denn die Spielpächter, welche die ganze Verwaltung in der Hand haben sind Franzosen und sorgen schon für die ihnen empfohlenen Landsleute."

„Was bringt denn wohl die Spielbank ein?" fragte Christoph neugierig.

„Nun, man sagt, so vier bis fünf Milliönchen Francs."

„Donnerwetter, das ist ein Geschäft!"

„Nicht wahr? Aber es wird von der Verwaltung auch in Kosten nicht geschont. Weißt Du, wieviel die Spiel-

pächter jährlich ausgeben, um ihre Beamten und Diener, die Menge Journale, die Musik, die Extra-Concerte, Matineen, das Theater, die Promenaden zu unterhalten?"

„Nein," antwortete Christoph mit Spannung; „wie soll ich dies schon wissen?"

„Zwei Millionen!" rief Jean mit einer, solcher Summe entsprechend wichtigen Miene aus. „Ja, mein Junge; hier singen und spielen auch die ersten Künstler der Welt!"

„Es muß doch auch einkommen," glossirte Christoph.

„Alles an den Spieltischen natürlich. Sie verlieren schließlich doch Alle, wenn sie auch ein paarmal gewonnen haben; sie kommen immer wieder und bezahlen die Zeche. Die kleinen Spieler aber, die nur vorübergehend ihr Glück versuchen, häufeln am meisten für die Bank."

„Es ist ein sündiges Vergnügen, Jean, nicht wahr?"

„Ja und nein. Ich denke mir immer, wer's nicht zum Verspielen hat, soll davon bleiben, und wer's dazu hat, nun, der mag sein Vergnügen dabei suchen. Wenn man sieht, wie hier so manche Menschen mit dem Geld umherwerfen, dann glaubt man schier, es wachse für sie an den Bäumen. Es giebt hier immer Matadore auf einen Monat, auf ein paar Wochen; man nennt sie die Löwen der Saison. Sie spielen mit hohen Summen, treiben allerhand Luxus und gehen gewöhnlich erst von hier fort, wenn sie verschuldet sind. Vor ein paar Wochen spielte hier eine kleine Schauspielerin aus Paris die größte Rolle; sie hatte sich von ihrem Geliebten 100,000 Francs schenken lassen, nur um damit in Baden-Baden Furore zu machen. Schließlich hatte sie all' das schöne Geld verspielt und ging bettelarm nach

Paris zurück. So etwas kommt häufig vor, und man lernt diese Löwen und Löwinnen bald kennen."

„Sag mir doch," fragte ihn Christoph, den diese Mittheilungen höchlich interressirten, „gehört der indische Prinz auch zu dieser Klasse, der seine Kutsche mit vier Pferden von einem Tag bis zum andern vor einem Hause an der Lichtenthaler Allee warten ließ?"

„Aha, das weißt Du also schon." versetzte Jean schmunzelnd. „Ja, das passirte vor drei Tagen; aber es ist kein indischer Prinz, sondern ein egyptischer, der sich in eine Pariser Cocotte so wild verliebt hatte, daß er seinen Besuch bei ihr fast vierundzwanzig Stunden lang ausdehnte. Währenddeß mußten seine orientalischen Sklaven unten mit dem Wagen warten und alle vier Stunden die Pferde wechseln. Natürlich ist dies ein Hauptmatador der Saison."

Sie schritten, da sie die Stühle zum allergrößten Theil weit ab vom Concert-Kiosk aufgestellt hatten, gemächlich dem Eingang in die Kursäle neben der Restauration zu.

„Das ist auch Einer," sagte Jean nach einiger Zeit gleichgiltig zu Christoph, indem er mit den Augen einen jungen, schlanken Mann von kleinem Wuchs, mit dichtem, schwarzen Haar und dunklen, feurigen Augen bezeichnete, der eben aus dem Wagen an der Allee gestiegen war und lebhaften Schrittes sich nun in die Spielsäle begab. „Kennst Du ihn schon?"

„Nein," erwiderte der Jüngere und sah dem eleganten Fremden nach. „Wer ist es denn?"

„Ein Prinz von Mentone, ein Italiener, ein ganz toller Kerl, der so viel Glück bei den Damen hat, daß er wohl,

wie man sagt, eine halbe Million schon im Spiel verlieren könnte. Es mag ihm übrigens nicht sehr schwer ankommen, da sein Vater in seinem kleinen Fürstenthum selbst eine Spielbank hält."

„Nun geht er wohl wieder zum Roulettetisch?"

„Er spielt nur trente-et-quarante, wie alle feineren und erfahreneren Spieler. Da sieht man ihn, wie den Opernsänger Immermann, Mittags, Nachmittags und Abends mit Goldhaufen vor sich. Vom Diner bis um zehn Uhr etwa ist er im Hause oder in Gesellschaft seiner Braut, nachher bei seiner Maitresse."

Christoph sah seinen kollegialischen Mentor nach diesen letzten Worten erstaunt an; er begriff am allerwenigsten die Gleichmüthigkeit, mit welcher dieser solche Umstände erzählte.

„Er hat eine Maitresse trotz seiner Braut, sagst Du, Jean? Ja, das ist doch abscheulich!"

„Ach was! bei solchen Herrschaften ist das nicht abscheulich, sondern gewöhnlich. Schade um die Braut, könnte man sagen; denn sie ist fast noch ein Kind und so fein und anmuthig, so unschuldsvoll, daß man ihr immer sagen möchte: Prinzeß, wählen Sie sich einen anderen Mann! Aber sie soll ihn leidenschaftlich lieben und wird von seiner Maitresse nichts wissen. Vielleicht schafft er sie auch ab, wenn er heirathet. Da er freilich jetzt zum heirathen hier ist, hätte er wohl schon seine Französin abdanken können, zumal sie nichts weniger als hübsch und auch nicht besonders jung ist."

„Er wird also hier Hochzeit machen?" fragte Christoph, „und wer ist denn die Prinzessin, die er heirathet?"

„Prinzeß Victoria," entgegnete Jean, indem er sich zum

Gehen wandte; „ihre Mutter hat seit Jahren die prächtige Villa mit dem großen Park oben in den Anlagen. Sie ist die Wittwe vom englischen Herzog Clydesdale und eine geborene deutsche Fürstentochter, verwandt mit dem regierenden Hause. Ja, ja, mon bon garçon Christophe, es passiren hier komische Geschichten, und beinahe alle Tage, sag' ich Dir, alle Tage. Das macht auch das Leben in Baden-Baden so interessant. Geh jetzt, und bring' das Orchester in Ordnung, die Marquisen links müssen wegen der Sonne herunter."

Jean begab sich unter die Säulenhalle vor dem Conversationshause, und Christoph, nachdem er noch still für sich den Kopf über das Gehörte geschüttelt, ging nach dem Kiosk hinüber, um die Orchesterpulte zu stellen.

Was der erfahrene Jean dem Neuling Christoph Alles erzählt, war richtig, und wußte am Ende wohl auch Jedermann, der sich in der Gesellschaft von Baden-Baden bewegte. Füglich ist es ja für die Meisten die Würze des Tages, irgend eine pikante Geschichte zu hören, die sich an diesem Rendezvous der feinsten und verschwendungslustigen Ganz- und Halbwelt zugetragen hat. Dem Prinzen von Mentone sagte man sogar noch viel andere Geschichten nach, als wie Jean von ihm erzählt hatte, und gewiß war er eine so bekannte Persönlichkeit in dem reizenden, weltstädtischen Badeort, daß die Augen von Neugierigen überall auf ihn gerichtet waren, wo er gesehen werden konnte. Wenn der Prinz dies wissen mochte, so beachtete er es doch nicht. Er lebte und bewegte sich ungezwungen, und man konnte leicht erkennen, daß er mit seinem lebhaften

Wesen gemeinhin nur den Anregungen des Augenblicks folgte.

Als er den ersten Spielsaal betreten, warf er einen fast verächtlichen Blick auf den langen Roulettetisch, der hier stand, und um welchen sich bereits eine dichte Schaar von Spielern und noch mehr Neugierigen versammelt hatte. Er ging weiter in den großen Salon, wo ebenfalls an einem Roulette gespielt wurde, sah flüchtig in die großen Spiegel, an denen er vorüberschritt, grüßte leicht mehrere ältere, ersichtlich der diplomatischen Welt angehörige Herren, die ihm aus dem Lesezimmer entgegenkamen, und wandte sich dann in das Nebenzimmer, wo trente-et-quarante gespielt wurde. Still war es hier, und ein geheimnißvolles Halbdunkel erfüllte den Raum; aber fort und fort, nur von kleinen Pausen unterbrochen, hörte man das feine Klingen der Münzen, das Schaaren der Croupiers, das Auszahlen derselben und den einförmigen Ruf: Faites vos jeux, Messieurs! — Rien ne va plus! Und dann, halb flüsternd das Zählen der Points und Nennen der Farbe, welche die letzten der aufgeschlagenen Karten hervorbrachten. Kaum eine Minute, und das Spiel war fertig, die Spieler rührten sich wie nach einer erlittenen Anspannung und machten von Neuem ihre Einsätze; der Croupier ließ wieder seinen Ruf ertönen, und die Karten schlugen von Neuem ihr Glück oder Unglück.

Der Prinz war kaum und mit gleichgiltigem Gesicht an den Tisch getreten, als schon der lange Diener im hellblauen Frack und weißen Strümpfen respectvoll an ihn herantrat, mit stillem Handbewegen dann eine Lücke zwischen den

um den grünen Tisch Stehenden hervorbrachte, in die er einen Stuhl schob. Darauf reichte er dem Prinzen die Karten und Nadeln zum Markiren und ließ mit der linken Hand das Goldstück in die Westentasche gleiten, welches er als gewohnten Lohn dafür erhalten.

Eine Zeitlang begnügte sich der Italiener damit, dem Spiel zuzusehen, indem er den Wechsel von Roth und Schwarz durch Stiche in die Karte sich merkte, gleichsam darnach, wie es die Gewohnheit der Spielenden ist, sich eine Kabbala erfinnend, mittels welcher die folgenden Treffer zu berechnen seien. Dann langte er seine Brieftasche hervor, nahm ein Päckchen von Tausend-Francsbillets daraus und ließ sich mit Ruhe einige derselben vom Croupier in Goldrollen umwechseln. Er schichtete sie wohlgefällig vor sich hin, mit den übrigen Banknoten als Unterlage, und rollte dann mit Beginn eines neuen Spiels mehrere davon auf ein Feld des grünen Talons.

Ohne merkbare Erregung sah er sein Geld von der Krücke des Croupiers einziehen; ohne Zögern setzte er die doppelte Anzahl von Goldrollen. Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er verlor Satz um Satz, und er wechselte Banknote auf Banknote. Dabei blickte er fast träumerisch vor sich hin; die Lider verdeckten halb seine Augen, und die feinen Hände, mit einem Brillantring an der rechten, einem starken Goldreif an der linken, lagen ohne nervöse Zuckung auf dem Tisch. Schon hatten seine Verluste auch die gespannte Aufmerksamkeit derer um den Tisch erregt, die ihn nicht kannten, und der neben ihm sitzende Croupier, als er von ihm die letzten Noten zum

Wechseln erhielt, übergab ihm die Goldrollen mit den flüsternd gesprochenen Worten:

„Ein merkwürdiges Unglück verfolgt Sie heut, Hoheit.“

Der Prinz lächelte spöttisch und schob die eben erhaltene Summe auf den Talon. Und wie mit Zauberschlag änderte es sich jetzt. Er gewann; es war das erste Mal. Er ließ Aussatz und Gewinn unberührt und schlug abermals. Wie er fortan auch das Gold hinüber und herüber auf verschiedene Felder schob, das Glück verließ ihn nicht mehr. Bald war ein Haufen blitzenden Goldes vor ihm, welcher die verloren gewesene Summe längst überstieg. Und nun erst schien das Spiel dem jungen Fürsten lebhafteres Interesse einzuflößen. Seine gelblichen Wangen rötheten sich, seine hoch aufgeschlagenen Augen blitzten, seine Hände spielten fortwährend mit den losen Goldstücken, die handvoll neben dem Haufen der blauen Rollen lagen. Hinter ihm hatte sich ein förmlicher Kreis von Zuschauern gebildet und darunter folgten mehrere in blindem Vertrauen mit ihren Sätzen seinem Spiel, besonders einige Damen der Halbwelt, die zugleich damit die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich zu lenken suchten. Er merkte es wohl und zeigte sich galant. Als er wieder einige Schläge verloren, und mit ihm die Damen auch ihre Goldstücke, lächelte er ihnen zu und ließ in die Hand der einen eine Rolle mit Louisdors gleiten; einer anderen übergab er seinen Platz, vor dem er zwei kleinere Rollen liegen ließ, indem er beim Aufstehen leise zu ihr sagte:

„Ah, Madame, wenn Sie vielleicht erproben wollten, ob mir das Glück wieder hold wird, so setzen Sie das Spiel für mich fort.“

Und darauf entfernte er sich, indem er seinen ungeheuren Gewinn gemächlich in die Taschen steckte.

Am Ausgang brannte er sich eine Cigarette an und überschritt die Promenade, verfolgt von den Augen Neugieriger, die längst verbreitet oder gehört, daß Prinz Honoratus von Mentone heut Mittag hunderttausend Francs gewonnen. Sie wußten es besser als er. Er trat in einen der Bijouterieläden des Bazars in der Allee und kaufte ohne langes Wählen einen herrlichen Korallenschmuck für 20,000 Francs, den er im Etui zu sich steckte. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er den Laden verlassen; eine freudige Erregung strahlte aus seinen Augen. So schritt er die Anlagen hina bis zum Thore der Villa Clydesdale. Er schellte, und der Portier ließ ihn mit tiefer Verbeugung ein.

II.

Im alten Schloß.

Die Villa Clydesdale in Baden-Baden konnte mit Recht auf den ersten Rang unter den schönsten Landsitzen Anspruch machen, an denen diese Stadt in dem romantischen Waldthal des Schwarzwaldes so überaus reich ist. Abseiten und doch in der nächsten Nähe der Häuserstraßen gelegen, befand sich das stattliche Wohnhaus mitten in einem großen, schattigen Park, den eine hohe Mauer umgab. Die Ueppigkeit der Vegetation war hier in der Flora italienischer Gewächse ersichtlich, und in Anlage von Hecken, Rabatten mit Blumen, Terrassen hatte die Gärtnerkunst wahrhaft Geschmackvolles geschaffen. Allmählich zog sich der Park den Berg hinan, auf

Hamilton

dessen Kuppe das Sommerschloß im Renaissancestyl stand. Die breite, blumengeschmückte Terrasse davor bot einen freien Ueberblick des ganzen, herrlichen Thales. Im Angesicht lag der waldreiche Schloßberg mit der mächtigen Ruine der alten Burg, an den sich seitwärts der hohe Mercuriusberg mit dem steinernen Finger des alten Römerthurmes reihte. Zur Linken die goldene Kuppel der Stourdza-Kapelle auf sanft ansteigender Höhe, und zur Rechten der größte Theil des schönen Panorama's der Stadt mit ihren weithin auf den Abhängen der grünen Berge zerstreuten, weiß schimmernden Villen.

Hier pflegte seit vielen Jahren die Herzogin Amalie mit ihrer einzigen Tochter den größten Theil des Jahres zu leben. Sie war, wie gesagt, fürstlichen Geblütes und ihr Gemahl, der Herzog von Clydesdale, einer der ersten und stolzesten Lords Großbritanniens gewesen, von ungeheurem Vermögen, dessen Erbin sie jedoch nur zu geringem Theil geworden. Denn bald nach ihrer Vermählung hatten die Gatten sich freiwillig wieder geschieden. Der Herzog blieb in England und kaufte für seine Gemahlin die Villa in Baden-Baden, welche er freigebig noch verschönern ließ. Seit einigen Jahren war er todt, die Herzogin im Alter einer noch stattlichen Matrone. Wohnte sie nicht, wie während des Winters, in Baden-Baden, so in der Hauptstadt, wo sie als nahe Anverwandte des Hofes in ihrer Jugendzeit eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Ueppig und lebenslustig, bildete sie dort auch jetzt noch immer einen großen Anziehungspunkt für die Hofgesellschaft. Sie hatte etwas Unabhängiges in ihrem ganzen Wesen und setzte sich deshalb über die her-

kömmliche Etikette fort, wenn es ihr gefiel. In Baden vor Allem, wo sie nichts Steifes und Gezwungenes duldete und zu ihren kleinen, aber häufigen Gesellschaften Jedermann leicht zugelassen wurde, der Geist und Talente hatte, wenn er auch sonst nicht als courfähig gelten mochte.

Mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hatte sie die Erziehung ihrer einzigen Tochter geleitet, welche eben in das achtzehnte Lebensjahr getreten war. Mit Stolz hatte sie das feine Kind sich zu einer lieblichen Jungfrau entfalten gesehen. Denn Prinzeß Victoria, die Tochter des Herzogs von Clydesdale und die Erbin seines Vermögens mit Ausnahme der eigentlichen Stammgüter desselben, vereinigte in ihrer Erscheinung die Feinheit des englischen Wuchses mit der Wärme des Colorits einer Süddeutschen. Schlank und zart, besaß sie doch eine anmuthige Lebhaftigkeit des Wesens; mit reichen, blonden Haaren, die in Flechten ihr Haupt schmückten, vereinigte sie dunkle, sinnende Augen, aus denen, noch hinter den geheimnißvollen Schleiern der Unschuld, das Feuer ihrer Seele strahlte. Aus ihrem Antlitz leuchtete Güte und Sanftmuth, eine innige Hingabe, etwas Schmachtendens, Schwärmerisches sogar, welches selbst den Zug von Energie beschattete, der sich um ihre feinen, schön geschwungenen Lippen verrieth. Eine eigentliche Schönheit war sie nur durch den Reiz der Jugend zu nennen, der all' diesem Ausdruck des Gesichts bestrickenden Zauber verlieh; aber sie hatte dennoch etwas unnachahmlich Liebliches und Verführerisches, eine noble Sinnlichkeit in graziöser Sittsamkeit.

Ein halbes Jahr zuvor hatte sie den Prinzen Honoratus (Albert zuerst kennen gelernt, als er den Salon ihrer Mutter besuchte,

wo auch sie damals den ersten Zutritt gestattet erhalten. Seine Aufmerksamkeiten, seine einnehmende Erscheinung, die Gluth seiner schwarzen Augen berauschten gleich Anfangs ihr junges Herz, und bald war auch kein Zweifel mehr, daß der Prinz sich mit Leidenschaft um ihre Gunst bewarb. Er offenbarte sich der Herzogin, und diese nahm seine Werbung mit Wohlgefallen auf. Da der Prinz, welcher kaum zwanzig Jahre geworden, noch unter väterlicher Gewalt stand, so fanden wegen des Heirathsvertrages die weiteren Unterhandlungen zwischen der Mutter Victoria's und dem regierenden Fürsten von Mentone schriftlich und durch besondere Unterhändler statt. Nach Ordnung dieser Angelegenheiten zur Zufriedenheit beider Parteien fand die Verlobung statt, und der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Er nahte sich jetzt, und mit der Ungeduld einer leidenschaftlich Liebenden sah Victoria demselben entgegen. Und der Prinz nicht minder. Bei all' seiner Leichtsinnigkeit und sinnlichen Charakterschwäche empfand er doch noch immer die Macht der ersten Leidenschaft für das holde Kind der Herzogin von Clydesdale, und unter dem Zauber ihrer Gegenwart hätte er alle Schwüre geleistet, die sie von ihm würde verlangt haben.

Aber Victoria, zu unschuldsvoll und zu unwissend über das Leben ihres Bräutigams, verlangte Nichts, und ihre Mutter, welche nur zu viel schon darüber von neidischen und boshaften Zuträgern erfahren, war in dieser Beziehung eine nachsichtige Philosophin.

„Prinz," hatte sie einmal vor Kurzem mit wahrhaft mütterlicher Würde zu diesem gesagt, als sie ihn zu einer ernsten Unterredung in ihr Cabinet gebeten, „ich höre böse

Geschichten von Ihnen. Man warnt mich, das Glück meiner Tochter Ihnen anzuvertrauen, weil Sie leichtsinnig seien. Hören Sie, was ich darauf erwidere: Ich verzeihe Ihnen und entschuldige Alles, weil Sie jung sind; es sind noch die Tage Ihrer Freiheit, in denen Sie Ihre Leidenschaften austoben. Ich will Nichts sehen und hören von Ihren Liederlichkeiten, im Vertrauen, daß Sie mit dem Tage der Hochzeit und als der Gemahl meiner Tochter entschieden mit diesem Lebenswandel gebrochen haben. Sie wissen, daß ich Ihnen mein einziges Kind zur Gattin gebe, und ich vertraue auf Ihre Ehrenhaftigkeit, daß Sie die Würde derselben nicht beleidigen."

Sie hatte dabei Honoratus die Hand gereicht, die er verwirrt küßte, dabei versprechend, die Erwartungen der so gütigen Frau nicht zu täuschen. Und gewiß, er meinte es nicht nur in diesem Augenblick ehrlich mit dem Gelöbniß, sondern war auch fest entschlossen, bis zum Hochzeitstage sich all' der Fesseln zu entziehen, in die er sich von der Demi-monde leichtsinnig hatte schlagen lassen. Er schien beruhigt darüber zu sein, daß die Abwicklung dieser Angelegenheiten sich ohne Schwierigkeiten machen werde.

Es war die gewöhnliche Zeit für das Diner, als der Prinz jetzt nach der Terrasse vor dem Schlosse hinaufstieg. Die Braut und ihre Mutter saßen im Schatten derselben, und am andern Ende servirten bereits die Diener die kleine Tafel im Freien. Ein reizender Seidenspitz lag zu den Füßen Victoria's. Sein wachsamer Blick erspähte zuerst den täglichen Mittagsgast, und indem er bellte, lief er eine

Strecke dem Kommenden entgegen, um sich dann umzuschauen, ob seine Herrin ihm auch folge.

„Ah! Honoratus!" rief die junge Lady mit freudiger Genugthuung aus, warf ihre Stickerei auf den Stuhl und eilte dem Geliebten entgegen, der bereits Bello, den Spitz, mit Liebkosungen für den Empfang belohnte.

Als er Victoria sah, wie sie im lichten Mousselinkleide und lächelnd ihm entgegenkam, da beschleunigte Honoratus seine Schritte. Er grüßte, und einen Augenblick später umschlang er sie und ging Arm in Arm mit ihr auf die Herzogin zu, die von ihrem Platze aus freundlich ihre Blicke auf das schöne und jugendliche Paar gerichtet hielt.

„Guten Tag, Prinz", sagte sie zu ihm, huldvoll seinen Gruß erwidernd, und nachdem sie dann einen Moment mit ihren sanften, gutmüthigen, blauen Augen den glückseligen Ausdruck seiner Mienen geprüft, fuhr sie fort:

„Sie bringen eine vortreffliche Laune, scheint mir?"

„Gewiß, königliche Hoheit," erwiderte er ungezwungen. „Fortuna ist mir ersichtlich heut besonders wohlgesinnt."

„Was beweist Ihnen dies?"

„Der Verlauf des Spiels heute Morgen."

„Ah, Sie haben gewonnen, mein Freund?" fragte ihn Victoria mit der unschuldigen Freude an einem Umstande, der sie durch die davon berührte Person interessirte.

Der Prinz langte aus der Tasche das Etui hervor, und indem er es geöffnet seiner Braut überreichte, sagte er mit verbindlichem Tone:

„Ja, ich habe einige prächtige Schläge ausgeführt, und die Freude darüber wußte ich nicht besser an den Tag zu

legen, als daß ich sie in ein Mittel verwandelte, um sie mit Ihnen, meine schöne Braut, zu theilen."

„O, wie herrlich ist dieser Schmuck!" rief Lady Victoria aus. Ihre Augen glänzten vor Wonne, als sie die Korallenschnur herausnahm und ihrer Mutter zeigte.

„Sehr schön. Sehr liebenswürdig," lobte diese. „Aber solche Glückstage sind zu selten, Prinz, als daß Sie ihren Ertrag derartig wieder illusorisch machen sollten!" setzte sie dann mit mütterlichem Vorwurf hinzu.

„O gönnen Sie mir diese kleine Genugthuung," bat er. „Sie sehen ja, daß Lady Victoria damit ein Vergnügen bereitet ist."

„Ich danke Ihnen, Honoratus!" antwortete ihm das junge Mädchen kindlich und reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte. „Ich werde auch den Schmuck heute, diesem Glückstag zu Ehren, tragen."

„Recht, Victoria, damit werden Sie mich stolz machen."

Er öffnete das goldene Schloß und legte ihr die breite, zackige Rosaschnur selbst um den Hals.

„Noch vier Tage, Victoria," flüsterte er ihr dann zu, sie liebetrunken in dem neuen Schmuck betrachtend, „und das Glück wird vollständig sein."

Ein Druck ihrer Hand, ein inniger Blick ihrer Feueraugen antwortete ihm.

„Ja, Prinz," warf hier die Herzogin ein, welche die letzten Worte gehört hatte, „dann werden Sie Baden-Baden verlassen. Sie werden meine Tochter mir entführen. Aber wird es Ihnen nicht schwer werden, einen Ort zu verlassen, der Ihnen so viel Zerstreuung geboten?"

„Allerdings,“ entgegnete der junge Mann offenherzig. „Ich gehe mit Bedauern von hier fort, und ich werde nur zu oft zurückdenken. Aber was mich trösten wird, ist das Bewußtsein, Baden-Baden den kostbarsten Schatz in Lady Victoria entführt zu haben.“

„Ei, Herr Bräutigam,“ rief diese, dankbar ihm zulächelnd, „Sie verwirren mich ja heut durch Ihre schmeichelhaften Liebenswürdigkeiten!“

„Sie werden sich daran gewöhnen, wenn Sie meine Gemahlin sind, Victoria; muß ich nicht trachten, Sie für all' das zu entschädigen, was Sie hier verlassen? Ich kann Ihnen vielleicht Alles ersetzen, außer Ihrer Frau Mutter. Denn Sie wissen es ja schon durch viele Zeugnisse, daß Ihre neue Heimath an der Küste Italiens an Schönheit der Natur nicht ärmlich ist. Unser Schloß blickt von steilem Felsufer aus herrlichem Grün und zwischen schattenreichen Baumkronen hinab in das blaue Meer. Mein Vater hat mir einen ganzen Flügel desselben eingeräumt; den schönsten und modernsten des sonst so alten Burgbaues, und ich habe ihn vor meiner Abreise Ihrer würdig herrichten lassen. Welch' einen Herbst, welch' einen Winter werden wir da verleben!“

„Einen glücklicheren wie ich!“ sagte die Herzogin darauf mit einem Seufzer.

„O, königliche Hoheit,“ beeilte sich Honoratus zu erwidern, „es hängt nur von Ihnen ab, unser Glück in der milden Frühlingsnatur des Winters von Mentone zu theilen! Ich fühle, wie schmerzlich es Ihnen sein muß, sich von Ihrer

Tochter getrennt zu wissen, und was ist also gerechter, als daß das Haus Ihrer Tochter auch das Ihrige sei?"

„Sehr gütig, mein Prinz, und vielleicht mache ich später einmal gern von diesem Anerbieten Gebrauch. Aber ich weiß auch, daß Schwiegermütter keine sehr gewünschte Hausgesellschaft für ein junges Ehepaar sind. Mein Gott, ich habe ja nur das Schicksal aller Mütter! Haben sie ihre Kinder groß erzogen, so gehen sie fort und werden das Eigenthum Anderer!"

Ihre Tochter merkte wohl, daß hinter dieser philosophischen Glosse sich der Schmerz der weichmüthigen Mutter verbarg. Sie sprang auf, schlang ihre Arme um ihren Hals und küßte sie.

„Mutterle!" rief sie dabei in der herzigen Volkssprache ihrer Heimath. „So 'was mußt nit rede, sonst machst mir's Herze gar zu schwer."

„Nun, nun, Victorele," tröstete die Herzogin, ihrer Tochter das blonde Haar streichelnd. „Wenn Dein Gemahl nur erlaubt, daß Du alle Jahr im Sommer auf ein paar Wochen wieder hierherkommst, so will ich ja schon zufrieden sein."

„Das erlaubt er," rief sie lebhaft, als zweifle sie gar nicht daran.

„Das verspreche ich," bekräftigte der junge Mann lächelnd. „Und wenn's der Frau Herzogin genehm ist, so bin auch ich alsdann der Gast Ihres Hauses."

„Gewiß, gewiß, ich bitte sehr darum, mein lieber Prinz. Dies bedarf ja gar keiner Worte weiter."

„Gelt, Mutter, das wird aber dann ein Wiedersehen sein!" rief die Prinzeß in kindlicher Freude aus. „Wie

die Zugvögel kommen wir mit dem Sommer über die Alpen und gehen mit dem Herbst wieder zurück."

Lächelnd nickte ihr die Herzogin zu und erhob sich dabei; denn der Kammerdiener nahte sich, um zu melden, daß das Mittagsmahl aufgetragen werde.

Man speiste, wie gewöhnlich seit der Anwesenheit des Prinzen, nur im kleinen Familienkreis. Als der Kaffee servirt wurde, rollte auch bereits die Equipage der Herzogin auf dem festen Kiesweg vor der Terrasse heran; denn gleich nach der Tafel pflegte man eine Spazierfahrt zu machen. Für heute hatte die Braut vorgeschlagen, nach dem alten Schloß hinauf zu fahren, und man war damit einverstanden gewesen.

Es war in der That einer der prächtigsten Sommertage der Saison, nicht zu heiß, windstill und eine klare Luft, die wohl verlocken konnte, von der Höhe den Blick in die Ferne schweifen zu lassen. Die Fahrt nach dem Schloßberg ist überdies einer der anmuthigsten und lohnendsten Ausflüge in die nächste Umgebung von Baden-Baden. Vom Fuß des mächtigen Berges dicht an der Stadt bis zur Höhe führt der gewundene und mächtig steigende Weg durch schattenreichen, prächtigen Laubwald, hin und wieder nur Durchsichten nach dem unten liegenden Thal gestattend.

Oben auf dem Plateau des Schlosses verließ die kleine Gesellschaft den Wagen und betrat die vom alten Burggemäuer umgebenen Räume. Die Herzogin und ihre Tochter waren sehr lange nicht hier gewesen, Honoratus noch gar nicht. So übte die mächtige, hochsteigende Ruine auf Alle ihren eigenthümlichen Reiz. Victoria machte gleichsam die

Führerin; hurtig und fröhlich eilte sie zuerst die alten Thurmtreppen hinan und ließ dann von den hochgelegenen Galerien und Altanen ihren jauchzenden Ruf hinunter zu der langsam nachfolgenden Mutter ertönen, an deren Seite zur Stütze sich ihr Bräutigam in ritterlicher Aufmerksamkeit hielt. Und von den dicken Mauern des alten Badenschen Markgrafenschlosses, welches auch gleich dem Heidelberger Bau seine Zerstörung den vandalischen Heeren Ludwigs XIV. verdankt, öffnet sich ein Landschaftsbild, wohl geeignet, ein empfängliches Herz mit Entzücken zu erfüllen. Weithin breitet sich vor dem Gebirg das fruchtbare Thal aus, welches der Blick von Worms bis Straßburg umfassen kann; wie ein Silberband sieht man den Bogen des Rheines durch die Ebene blitzen. Im Vordergrunde dazu das reizende Thal von der Stadt Baden, umringt von dem hellen Grün der Eichen und Buchen, dem ernsten Dunkel der Tannen- und Fichtenwälder, welche sich auf den pyramidenartig geformten Bergen erheben. Die sinkende Sonne hinter dem Rhein übergoß die Landschaft mit goldenem Licht, und in den blauen Schatten der Waldthäler zu Füßen kühlte sich dann gleichsam das Auge, welches der Glanz des Abendlichtes geblendet hatte. So schön, wie diesmal, war Victoria dieser Anblick noch nie erschienen; denn ein liebendes Herz fühlt in der Größe der Natur die poetischen Reize derselben in weit höherem Grade.

Lange hatte das Liebespaar auf dem höchsten Aussichtspunkt der Ruine verweilt, ehe es sich auf Mahnung der Herzogin zur Umkehr entschloß. Es hatte eine stille, weihe-

volle Feier der Herzen hier oben gehalten, und Victoria's kindlichem Gemüth schien es, als habe ihre Liebe noch niemals mit Honoratus eine so beredsame Stunde gehabt.

Als sie die zahlreichen und engen, steinernen Stufen wieder herabstiegen, befand sich Honoratus als Erster etwas vorauf. An einer Biegung hielt er plötzlich an, denn zwei sehr elegant gekleidete Damen, die hinaufstiegen, vertraten ihm hier den Weg. Er erschrak heftig, als er sie erkannte, und ehe er noch Zeit hatte, sich wieder zu fassen, rief, laut auflachend, die Aeltere von beiden auf französisch ihm zu:

„Das war aber wirklich abgefangen, mein Prinz!"

„Georgette!" stieß dieser in seiner Verwirrung hervor, und blickte scheu auf die Stufen zurück.

„Ich bin nicht allein," fuhr er dann mit unterdrückter Stimme fort, „meine Braut. —"

„Ja, Ihre Braut!" entgegnete Georgette mit einem Ausdruck von Bosheit in ihren Augen, indeß ihre Begleiterin verlegen lächelte. „Sie wollte ich gerade sehen, mein lieber Freund. Sie begreifen — die Tage sind gezählt; nicht wahr, noch vier Tage, und Sie reisen ab? Ich werde Sie verlieren; ich würde vielleicht sonst nie diese schöne Prinzeß gesehen haben, die Sie als ihren ehrbaren Gemahl heimführt."

„Georgette," schalt sie der Prinz in wachsender Unruhe, „machen Sie mir keine Verlegenheiten. Sie wissen, was sich schickt."

„O gewiß, gewiß, mein Prinz! Es war lediglich eine Laune von mir, hierher zu kommen. Sie fuhren an meiner Wohnung vorüber, und ich beschloß, Ihnen nachzufolgen. Hier konnten Sie mir mit Ihrer Braut nicht entwischen.

Und wie glücklich, daß ich Sie in diesem Engpaß treffen mußte!"

Die fürstlichen Damen nahten sich jetzt von den oberen Stufen.

„Gehen Sie," bat Honoratus die Französin. „Kennen Sie mich nicht!"

„Ah, bah!" rief Georgette verletzt. „Was thut's, wenn Sie mich kennen?"

„Ich beschwöre Sie —."

„Eh bien," sagte sie, indem sie Angesichts der Kommenden den Ton der eleganten Welt anschlug, „auf Wiedersehen, nicht wahr?"

„Mit Vergnügen," stieß der Prinz hastig hervor, indem er auf ihre huldvolle Verneigung sich mit dem Gruß vollkommener Höflichkeit empfahl und die Treppe weiter hinunterstieg, in einer Verwünschung dabei seinem Verdruß und seiner Verlegenheit Luft machend.

Georgette aber mit ihrer Begleiterin blieb an der Seite der Stufen stehen, um die beiden Prinzessinnen dicht an sich vorübergehen zu lassen.

Die Herzogin schritt vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie hatte einen Stolz, einen vornehmen Hochmuth der Haltung dabei angenommen, der ihr sonst nicht eigen, und der sich auch sogleich verlor, als sie mehrere Stufen an den Damen vorüber war. Prinzeß Victoria aber, obwohl auch sie die letzten Worte des Gesprächs mit ihrem Bräutigam vernommen, hatte deswegen nichts von ihrer Unbefangenheit eingebüßt. Sie schritt graziös herab, indem sie mit ihrem Mousselin die Robe Georgette's streifte und

war sogar in der Erwartung gewesen, den Gruß derselben zu erwidern. Aber Georgette hatte nicht gegrüßt, sondern ihre Augen mit einem so starren, trotzigen Ausdruck auf sie gerichtet gehalten, daß das junge Mädchen darüber in einige Verwirrung gerathen war.

„Eine schlechte Begegnung!“ flüsterte die Herzogin, als sie den sie am Fuß der Treppe erwartenden Prinzen erreichte, mit sichtlichem Unmuth und vorwurfsvoll diesem zu.

Er schwieg.

„Kannten Sie denn diese Damen?“ fragte ihn unschuldsvoll dann die hinzukommende Braut, indem sie sich liebevoll an seinen Arm hing.

„Ja,“ entgegnete er leichthin und zerstreut. „Wie man sich hier in oberflächlicher Begegnung wohl kennen lernt. Es ist eine Dame aus Paris, eine Madame Leseur, eine Art von Künstlerin, so viel ich weiß.“

„Aber von recht schlechter Lebensart,“ setzte Prinzeß Victoria hinzu, um sich für den Mangel an Artigkeit derselben zu rächen.

Der Prinz erwiderte darauf weiter Nichts.

III.

Georgette.

Das Attentat, welches Georgette in den Ruinen des alten Schlosses auf den Prinzen und seine Braut ausgeübt, war durch die launenhafte Leidenschaftlichkeit dieses Wesens hervorgerufen worden. Es ist ein ewiger Fehler des Weibes,

daß es seine Vernunft selten über die Empfindungen zu setzen vermag, sondern dieselbe gewöhnlich zur Dienstmagd seiner Einfälle erniedrigt. Dies ist das Räthsel seiner Launen und Thorheiten, welche den Männern als die Dämonen des Herzens erscheinen. In Wahrheit ist es aber meist der Mangel an Gewissen und an Pflichtbegriff, dessen man die Weiber anklagen muß, ohne daß sie diesen Vorwurf verletzend finden.

Georgette war in den Spielbädern eine bekannte Erscheinung. Sie erfreute sich bei der vornehmen und reichen Männerwelt einer besonderen Gunst, die sich bei nüchterner Untersuchung der Gründe nicht recht erklären ließ. Denn dreißig Jahr ihr zuzumuthen, konnte man noch immer für galant und für ein Kompliment an ihre Schminke und sonstigen Verjüngungsmittel bezeichnen. Auch war ihre frühere Schönheit mit der Jugend gemeinsam entflohen; nicht viel mehr war davon zurückgeblieben, als ein schönes, dunkles Haar, ein paar große, feurige Augen und ein hübscher Mund. Indeß, sie hatte Geist, und dieses Licht verlieh ihren Zügen einen gewissen Reiz. Eine nachlässige Sicherheit des Benehmens, ein chic, eine tactvolle Manier, sich elegant zu kleiden, kamen hinzu, sie zu einer interessanten Erscheinung zu machen.

Verwöhnt durch ihre Erfolge, war sie merkwürdiger Weise noch immer in der glücklichen Lage, mit ihrer Gunst wählerisch sein zu können. Sie hatte ihre Passionen, wie man zu sagen pflegt, und bewahrte diesen eine gewisse Treue. Jedenfalls lag in diesem Umstand auch eine große Anziehungskraft, welche sie auf die Männer übte, denen um so

begehrlicher erschien, was nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen war. Georgette Leseur, die in der That, wie der Prinz Honoratus seiner Braut mitgetheilt, diesen Namen führte und bis vor einigen Jahren Sängerin an einer Pariser Oper gewesen war, konnte freilich mit ihrer „Passion" dem Gegenstand derselben auch recht unbequem werden. Wie sie sich für treu hielt, so forderte sie die gleiche Tugend von ihrem Geliebten während der Zeit, da sie ihn dazu erkoren; sie wachte sehr leidenschaftlich, sehr eifersüchtig darüber und beanspruchte ein Recht, dessen Mißachtung sie nicht verzieh. Sie war deshalb ebenso schwer zu gewinnen, wie zu verlieren.

Als sie für den jungen Prinzen Honoratus eine Leidenschaft faßte, war sie von dessen Verhältniß zu der jungen Lady Clydesdale, nach dem fürstlichen Stande ihrer Mutter Prinzeß Victoria genannt, wohl unterrichtet. Wußte und sprach doch alle Welt in Baden-Baden davon, und bildete diese bevorstehende Vermählung doch ebenso sehr den Anlaß zu dem großen und allgemeinen Interesse an dem italienischen Prinzen wie dessen Spiellust und zwanglose Leichtsinnigkeit. Georgette hatte deshalb am allerwenigsten Anstand genommen, ihre volle Gunst dem interessantesten Löwen der Saison zu schenken. Als sie dieselbe erwidert sah, betrachtete sie sich wie die rechtmäßige Geliebte von Honoratus, die vor Ansprüchen eines ernsthaften Verhältnisses nicht zu weichen gesonnen war. In ihren Augen galt die Ehe für eine Angelegenheit, welche mit der Liebe nur nebensächlich etwas gemein habe, und sie faßte die Rolle des Prinzen als Bräutigam

wie einen Umstand auf, der sie nicht anginge, und der ihr Verhältniß zu ihm nicht störend berühren könne.

Zuerst war sie denn auch nicht wenig erstaunt, als Honoratus von seiner demnächstigen Hochzeit mit Prinzeß Victoria sprach und sie auf die unausbleibliche Nothwendigkeit einer Trennung aufmerksam machte. Diese Schlußfolgerung wollte ihr durchaus nicht einleuchten.

„Eh bien!" rief sie. „Verheirathen Sie sich, mein Prinz, und reisen Sie nach Ihrer Heimath Mentone. Ich werde dahin kommen, und Alles wird beim Alten bleiben können. So denke ich. Warum denken Sie nicht ebenso?"

Darauf hatte Honoratus in der That nicht den Muth gehabt, sogleich die entschiedene Verneinung zu geben. Er fühlte sich wie ohnmächtig in den Fesseln dieses Weibes.

Aber gleichwohl war sein Entschluß ernsthaft, sich von Georgette loszumachen, so freundlich wie möglich allerdings. Er hatte ihr dies Abends zuvor von Neuem und in einer so moralischen Weise auseinandergesetzt, daß Georgette ihn darüber auslachte. Als sie dann freilich doch die Ueberzeugung erhielt, der Prinz habe seinen festen Willen kund gegeben und wollte sich von ihr trennen, überschüttete sie ihn mit den heftigsten Vorwürfen. Als eine in ihrer Eitelkeit gekränkte Geliebte, erfaßte sie plötzlich ein glühender Haß auf die unschuldige Braut, die ihr als die triumphirende Nebenbuhlerin erschien. Eine Rachsucht flammte in ihrem Innern auf, welche sich aus der Niedrigkeit der Gesinnung nährte, mit der sie, die Dame der Halbwelt, auf die weiblichen Mitglieder der feinen und vornehmen Gesellschaft blickte. In ihren Vorwürfen gegen Honoratus verrieth sie nur zu sehr

diesen Ingrimm und diese Niedrigkeit der Gesinnung. Aber der junge Mann, der aufrichtig Mitleid mit ihr fühlte, achtete nicht darauf; er fand diesen Ausbruch weiblicher Leidenschaft natürlich, und ihm schmeichelte derselbe sogar.

„Sieh," sagte er, um sie zu trösten, „Du beweist mir doch nur damit, daß Du mich liebst, und deshalb wirst Du mir auch willig das Opfer bringen. Mir wird es ja nicht minder schwer wie Dir, daß wir uns nun trennen müssen. Aber es muß sein; ich bin es meiner Braut und ihrer Ehre schuldig, ich bin es auch der meinigen schuldig, da ich der Herzogin feierlich gelobt, mit allen diesen Verhältnissen zu brechen."

„Ah," entgegnete sie höhnisch, „mit allen diesen Verhältnissen. Du wirst ein artiger Schwiegersohn, ein guter Ehemann werden, mein lieber Honoratus! Wahrhaftig, ich gratulire dazu. Welch' eine wunderbare Umwandlung aus einem so vollendeten Libertin!"

„Verzeihliche Sünden der Jugend, die bei ernstem Anlaß abzulegen, keine Schande ist," bemerkte er darauf.

Er versuchte noch eine Weile vergebens, die gereizte Georgette zu beschwichtigen, dann verließ er sie mit einigem Kummer, sie haben kränken zu müssen und doch mit noch mehr Zufriedenheit darüber, sich diesmal stark gezeigt zu haben. Er hielt in der That auch den Schmerz Georgette's nicht für so arg, als sie sich geberdete, und hoffte sicher, von ihr in aller Freundschaft den letzten Abschied zu nehmen. Als er am nächsten Mittag im plötzlichen Umschlag des Glücks eine so große Summe gewonnen, war er im Innern denn auch nicht nur erfreut darüber gewesen, für seine Braut

einen kostbaren Schmuck kaufen zu können, sondern noch bei Weitem mehr, für Georgette eine stattliche Abfindung von diesem Gewinn zu bestimmen. Das, meinte er, würde sie vollauf trösten, und ihm kam dies Opfer nicht schwer an.

Georgette aber dachte als Weib; sie hörte nur auf die gereizte Leidenschaft, und nichts schien ihr vernünftiger, als sich and er glücklichen Nebenbuhlerin zu rächen, wenn Honoratus nun doch verloren sein sollte. Weil sie gewähnt, daß sie eine vollständige Herrschaft über ihn ausübe, erbitterte sie sein Abfall und die Charakterstärke, welche er plötzlich gezeigt, um so mehr. Die unschuldige Braut sollte es ihr entgelten, nicht nur die Braut, sondern auch die hochgeborene Dame. Wie aber konnte sie dieselbe empfindlich treffen?

Da, indem sie immer noch über diese Rache brütete, sah sie Honoratus mit der Herzogin und Prinzeß Victoria an ihren Fenstern vorüberrollen. Er sah nicht hinüber zu ihr; desto mehr sah sie ihm nach. Der Wagen konnte nur nach dem Schloß hinauf fahren. Blitzschnell flog ihr der Gedanke durch den Sinn, ihm zu folgen und oben auf irgend eine Weise eine Begegnung mit Honoratus zu suchen. Es lag ihr wenig daran, mit ihm zu sprechen, da sie ihn anderwärts zu finden wußte; aber es schien ihr eine Art von Genugthuung zu sein, den vornehmen Damen durch eine Auffälligkeit zu zeigen, daß sie ein Anrecht auf den Prinzen habe. Sie wollte derjenigen feindselig unter die Augen treten, die ihr dieses Anrecht entwenden wollte.

Gedanke und Entschluß folgten sich schnell. Georgette holte die in demselben Hause mit ihr wohnende Freundin ab, die zugleich ihre Gesellschafterin vor der Welt bildete. Sie

nahm einen Fiacre und fuhr der Equipage der Herzogin von Clydesdale nach.

Die armselige Rache, die sie in der That ausführen konnte, befriedigte zunächst ihren niedrigen Sinn, der sich hierin so unverhüllt offenbarte. Als die fürstlichen Damen an ihr vorüber waren, verzerrte ein boshaftes Lachen ihre Züge.

„Hast Du gesehen," rief sie ihrer Freundin zu, „wie die Frau Schwiegermama als aufgefederter Pfau Parade vor mir machte? Damit denkt diese Art, sie sei über Einem weggeflogen. Und die Kleine! Mon Dieu, die bildete sich gewiß ein, ich würde recht respectvoll grüßen; sie hatte schon die Miene dazu aufgesteckt, mir die Gnade des Gegengrußes zu erweisen. Aber angesehen hab' ich sie mir, und es findet sich doch noch einmal Gelegenheit, ihr in den hochgeborenen Dünkel zu fahren. Wenn sie nicht gar zu einfältig ist, muß sie verstanden haben, daß Seine Hoheit von Mentone ein guter Freund von mir gewesen, und falls sie es nicht versteht, so begreift es um so besser die alte duchesse."

„Aber Georgette," warf ihre verständigere Freundin ein, „ich sehe nicht ab, was Du damit bezweckst? Am Ende hast Du mit dieser brüsken Scene Deinen Prinzen beleidigt, und damit kann Dir doch nicht geholfen sein."

„Ganz gleich," erwiderte sie trotzig. „Da er mir den Laufpaß giebt, will ich ihn auch nicht schonen."

„Das ist nicht klug von Dir."

„Ah, ma chere, Du faßt solche Angelegenheiten von ihren kleinlichen Seiten auf. Aber Georgette Lesenr geht nicht, wenn man sich ihrer entledigen will, wie sie nicht

kommt, wenn man sie gerade wünscht. Das wird meine Leidenschaften eine Zeitlang beschäftigen, wie ich dem kleinen Honoratus einen Streich spielen kann. Nicht mehr wie billig, daß ich seiner Braut die Wunde zurückgebe, die er meinem Stolz geschlagen."

Merkwürdige Begeisterung, die gerade ein Weib nähren kann, um eine boshafte That auszuführen! Die niedrige Liebe verwandelt sich schnell in Haß und verfolgt damit ihren Gegenstand, bis sie sich gerächt glaubt. Nur edlere Naturen können Entsagung üben, weil sie immer von ihren besseren Instincten beherrscht werden.

Bei allem Triumph, den Georgette dadurch gefeiert zu haben glaubte, daß sie in den Frieden des, wie sie annahm, nebenbuhlerischen Verhältnisses eine erste Störung geworfen, dauerte ihre Genugthuung darüber doch nicht lange. Sie ging sehr verstimmt und sehr zerstreut auf die Promenade, um hier in gewohnter Art das Concert mit anzuhören. Die Herren, welche sie kannten, und die ihr bei dieser Gelegenheit den Hof zu machen pflegten, erhielten diesmal wenig Freundlichkeiten von ihr und überließen sie daher auch bald ihrer üblen Laune. Es war ihr recht. Sie wollte allein sein, bis der Prinz kam. Zu dieser Stunde war sie gewohnt, sich mit ihm hier zu treffen, um dann den ganzen Abend, erst im Spielsaal, dann in ihrer Wohnung beim Souper mit ihm zusammen zu sein. Aber so ungeduldig wie jetzt hatte sie ihn noch nie erwartet. War es, weil sie in der Ungewißheit lebte, ob er nach der Scene auf der Schloßtreppe überhaupt noch eine Begegnung mit ihr suchen werde? Oder war es eine stille Hoffnung Georgette's, sich mit dem

Prinzen wieder auszusöhnen? Sie wußte es wahrlich selbst nicht.

Da kam er, seine Cigarette rauchend, langsam die Allee herauf. Es schien, als habe sich nichts geändert, da er auch diese Gewohnheit des abendlichen Begegnens mit Georgette beibehalten. Ihre Augen blitzten. Auf dem Platz, wo er sie stets zu treffen wußte, erwartete sie seine Ankunft. Er kam, er grüßte sie wie sonst, er winkte Jean, der schon gewärtig in der Nähe stand, ihm einen Stuhl zu bringen, und Jean war flugs mit demselben da, um ihn mit ausgesuchter Artigkeit gegen ein Geldstück aus der Hand des Prinzen umzutauschen.

„Ich bin einigermaßen erstaunt, Hoheit,“ sprach ihn nach dem flüchtigen Grußwort Georgette an, ohne den schneidenden, höhnenden Ton ihrer Sprache dabei unterdrücken zu können.

„Daß ich gekommen bin, Sie aufzusuchen?“ fragte er.

Georgette verspürte zum ersten Mal eine Gleichgiltigkeit, eine Kälte aus den Worten des jungen Mannes, die sie von der Umwandlung desselben in seinen Gefühlen gegen sie mehr als alle Erklärungen belehrte. Sie zitterte vor Zorn, ihr Spiel so vollständig verloren zu sehen. Aber sie nahm sich vor, sich nicht zu verrathen.

„Allerdings,“ entgegnete sie deshalb, ihren Ton noch herber stimmend.

„Sie haben sich sehr kindisch betragen,“ warf er ihr mit vernichtender Gelassenheit vor. „Dies wollte ich Ihnen noch sagen.“

„Kindisch?“ forderte sie ihn heraus.

„Oder boshaft, oder schlecht, wie Sie wollen," fuhr er ruhig fort. „Sie haben damit den Anspruch auf Achtung bei mir verscherzt, Madame, und pözlich die Gefühle der Sympathie erstickt, die ich für Sie hegte, und die ich Ihnen auch bewahren wollte."

„Ei, so können Sie mir ja dankbar sein, daß ich Sie so schnell davon heilte?"

„Wenn Sie diese Auffassung belieben — wohl."

„In Ihren neuen und sittsamen Verhältnissen, mein Prinz, würden sich Erinnerungen an leichtsinnige Empfindungen wohl auch nicht haben unterbringen lassen."

„Ihr Spott, Madame, berührt mich nicht. Er bekräftigt nur noch die Ueberzeugung, die ich durch Ihre letzte Handlungsweise erhalten, daß Sie ebenso herzlos wie boshaft sein können."

„Ah, meinen Sie?" fragte sie, indem ihre Augen funkelten.

„Ich wiederhole es," antwortete er, ohne seinen frostigen Ton zu verlieren.

„Diese Begegnung, mein Prinz, in den Ruinen eines alten Schlosses hätte Ihnen so plötzlich und so tief meinen Charakter enthüllt?"

„Nach Allem, was vorhergegangen, ja, Madame."

„Höchst sonderbar, wahrlich! Eine so zufällige Begegnung!"

„Zufällig?" sagte der Prinz spöttisch, und indem er seiner Verachtung stärkeren Ausdruck lieh, fuhr er fort:

„Seien Sie geistvoller, um Ihre Handlungsweise zu bemänteln, die darauf berechnet war, ein unschuldiges Kind zu

beleidigen, welches meine Gattin werden wird, und mich selbst in den Augen der Herzogin und ihrer Tochter herabzusetzen!"

„Sehr räthselhaft, Hoheit. Wollen Sie mir nicht eine Erklärung zu dieser Phantasie geben, die des romantischen Schauplatzes der verbrecherischen That, einer Burgruine, so würdig ist?"

„Ich gebe sie Ihnen bereitwilligst, Madame, aber nur in ihren letzten Deutungen," versetzte der Prinz darauf. „Wenn Sie nicht fürchten, durch dieselben beleidigt zu werden —"

„O keineswegs; ich werde dieser Furcht trotzen."

„Und ich befürworte, daß ich trotz Ihrer mir angethanen Beleidigung nicht diese letzte Begegnung mit Ihnen gesucht habe, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

Sie warf hochmüthig ihren Kopf in die Höhe.

„Also, Sie wollten sagen?" versuchte sie ihn zu reizen, das Gespräch zur schneidendsten Schärfe zu treiben, zu jenem Punkt, über den es dann nicht mehr hinausgehen konnte. „Ihre Erklärung, Hoheit!"

Honoratus warf einen finsteren Blick auf sie.

„Verhältnisse gewisser Art," ließ er dann schonungslos sich vernehmen, „gehören auch nur einer gewissen Sphäre an. Halten sie sich innerhalb derselben, so haben sie auch Halt; treten sie darüber hinaus, so brechen sie zusammen."

Georgette hatte mit Spannung gehorcht.

„Diese Erklärung, wenn es eine solche sein soll," sagte sie nach einer kleinen Pause, „ist mir äußerst unklar geblieben."

„Nehmen Sie anstatt der Verhältnisse die Person, welche sich in denselben befindet, so werden Sie bei Ihrem sonst so scharfen Geist leicht verstehen," erwiderte Honoratus darauf.

„Und nähme ich nun an, daß diese Person Ich wäre?"

„So haben Sie in diesem Falle Recht."

„Das heißt," — stieß sie zwischen gepreßten Lippen hervor — „ich war Ihnen in der Sphäre Ihrer Leichtsinnigkeiten recht —"

Sie hielt im Ingrimm inne; aber der Prinz stieß ihr entschlossen mit kaltem Blut das Messer bis zum Heft in die Brust. Er ergänzte sofort:

„Aber in der reinen Luft, in welcher sich meine legitimen Verhältnisse befinden, durften Sie sich nicht zeigen. Sie verloren nur, indem Sie einen Vergleich zwischen einer anständigen Dame und sich herausforderten."

Georgette erlag fast unter diesem Streich, obwohl sie ihn schon erwartet hatte. Vor Zorn und Schmerz vermochte sie lange kein Wort hervorzubringen, und sie war sehr bleich, ihr Auge unheimlich in seinem düsteren Ausdruck geworden. Aber nach und nach meisterte sie ihre Erregung, und scheinbar im alten Ton des hochmüthigen Spottes begann sie endlich wieder:

„Wie viel werde ich dann noch zu verlieren haben, wenn ich öfter das Unglück haben sollte, Ihnen innerhalb dieser besonderen Sphäre zu begegnen!"

„O," versetzte der Prinz etwas lebhafter, „das wird schwerlich wieder vorkommen."

„Warum nicht?" fragte sie mit erheuchelter Gleichgiltigkeit.

„Weil ich Ihnen wenigstens noch so viel Stolz zutraue, daß Sie jede Begegnung mit mir oder meiner Gemahlin vermeiden werden, nachdem Sie erfahren haben, daß ich Ihnen fortan eine durchaus fremde Person sein will."

„Ah, so viel Stolz trauen Sie einer Person zu, die so viel in dem Vergleich mit einer anständigen Dame verloren?"

„Ueberschätzte ich Sie, Madame?" erwiderte er ihren bitteren Hohn.

Und Georgette, indem sie fühlte, daß ihr der Prinz in diesem Kampf wider Erwarten gewachsen sei, nahm jetzt eine andere Haltung an, um ihn zu veranlassen, sich eine Blöße zu geben.

„Prinz," sagte sie leichthin und fast so munteren Tones, als habe sie das bisherige Gespräch vergessen. „Prinz, Ihre fürstliche Schwiegermama hat Ihnen gewiß nach der Ausfahrt den Text gelesen? Ihre Moralität kommt mir noch so frisch vor; sie steht Ihnen noch gar nicht."

„Ich beabsichtige auch nicht, Ihre Meinung zu ändern," entgegnete er kurz, indem er eine Bewegung machte, als wolle er aufstehen und das Gespräch abbrechen. Das Concert hatte auch schon aufgehört, und mehr und mehr verliefen sich die Spaziergänger. Nur in den Spielsälen minderte sich nicht die Fülle des Publikums. Durch die Fenster konnte man sehen, wie dicht umdrängt die Roulettetische waren.

Georgette fuhr fort:

„Unseren Abschied stellte ich mir freundlicher vor."

„Sie selbst sind an dem Gegentheil Schuld," erwiderte er.

„Ich hoffte, Sie noch in den Flitterwochen als glücklichen Ehemann wiederzusehen.“

„Wie meinen Sie dies?“ fragte er etwas betroffen.

Georgette merkte es; hier war die Blöße, wo sie ihm beikommen konnte.

„Nun,“ warf sie hin, und ihr lauernder Blick beobachtete ihn scharf; „ich war allen Ernstes entschlossen, den Winter in Mentone zu verleben. Sie schilderten mir das dortige Klima so verführerisch, die Unterhaltung so reizvoll, daß auch selbst die verlorene Hoffnung, von Ihnen dort wieder freundlich begrüßt zu werden, diesen Entschluß noch nicht erschüttert hat.“

„Ich wünsche aber, daß Sie davon Abstand nehmen, Madame,“ erwiderte er barsch.

„Warum denn? Ist nicht so viel Platz daselbst, daß wir uns Beide bewegen können?“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam,“ versetzte der Prinz, sichtlich erbittert, „daß ich in Mentone die Macht besitze, Sie durch die Polizei fortschicken zu lassen.“

„Ah! Und Sie würden dies thun?“

„Gewiß, Madame; ich verspreche es Ihnen.“

Georgette verbarg ihre Empörung hinter einem lauten Auflachen.

„Fast möchte ich es darauf ankommen lassen!“ rief sie. „O mon dieu, so fürchten Sie sich wohl vor mir?“

„Genug!“ sagte er drohend. „Ich warne Sie, und damit nehme ich Abschied von Ihnen.“

„Wirklich? Auf immer also?“ rief sie, sich schnell erhebend. „Unbeugsam? Wer hätte das gedacht?“

Er fühlte, daß sie ihn höhnte; aber er war es überdrüssig, mit ihr noch mehr zu sprechen. Indem er von seinem Stuhl aufstand, langte er ein kleines Portefeuille von rothem Maroquin aus seiner Brusttasche.

Georgette errieth. Sie wollte einer Scene zuvorkommen, die in ihren Augen jetzt von tiefster Demüthigung für sie sein mußte.

„Sie wollen spielen gehen, Hoheit, nicht wahr?“ fragte sie ihn hastig.

„Heut nicht, vielleicht auch morgen nicht,“ antwortete er kurz.

„Wie? Sind Sie etwa auch davon geheilt? Wahrlich, Ihre Fortschritte in der Besserung sind ja riesenhaft.“

„Madame,“ brach er vornehm kühl ab, indem er ihr das Portefeuille hinreichte; „ich nehme an, daß ich diese 50,000 Francs, welche hierin enthalten sind, heut verloren hätte. Versuchen Sie, ob Sie damit glücklicher sein können.“

Einen Augenblick zögerte Georgette, dieses Geschenk anzunehmen, welches ihr die Käuflichkeit ihres Daseins so unzweideutig zu Gemüth führte. Sie trat einen Schritt zurück, und ihre Augen flammten vor Zorn. Dann aber unterwarf ihre beleidigte Würde sich der Erwägung, daß sie durch eine so große Summe die nothwendigen Mittel für ihre nächste Existenz und Unabhängigkeit erhalte. Mit einem stolzen Neigen ihres Kopfes nahm sie gelassen das Portefeuille und sagte dabei:

„Sie bezahlen Ihre Schuld, Hoheit. Ich quittire mit Dank.“

Dann grüßte sie, er that desgleichen, und nach verschiedenen Richtungen verließen sie die Promenade.

IV.

Die Flitterwochen.

Noch an demselben Tage, an dem die Vermählung unter großer Festlichkeit in der Villa Clydesdale stattgefunden hatte, reiste das junge Ehepaar von Baden-Baden ab. Nur geringe Dienerschaft bildete das Gefolge desselben; außer dem ältlichen Italiener, welcher eine Art von Haushofmeisterstellung bei dem jungen Prinzen bekleidete, hatte die Prinzeß Victoria nur einen Diener und eine Kammerfrau mitgenommen, welche schon im Hause ihrer Mutter zur persönlichen Aufwartung bei ihr angestellt waren. Schmerzlich war allerdings der Abschied gewesen, den die Herzogin von der Braut genommen, als diese ihren strahlenden Festanzug mit einfacher Reisetoilette vertauscht; aber sie tröstete sich und ihre Tochter damit, daß diese nach aller menschlichen Voraussicht ein glückliches Loos gezogen, und Victoria selbst konnte die Wonne ihres schönsten Tages nicht verläugnen. Wenn jemals ein fürstliches Paar glücklich gepriesen werden konnte, so dies; denn jung und einnehmend, wie Beide waren, hatte die freie Neigung ohne Rücksicht auf höfische Diplomatie allein ihren Bund geschlossen.

Die Reise durch die Schweiz wurde in aller Behaglichkeit gemacht. Victoria, welche zum ersten Mal die Welt sah, fühlte sich von den Eindrücken nicht minder wie von der

jungen Freiheit berauscht, deren sie jetzt als Frau genoß. Auch konnte kein Mann liebenswürdiger und aufmerksamer in solchen Verhältnissen sein, als wie der Prinz Honoratus sich erwies. Seine Liebe zu ihr war nach der Verheirathung leidenschaftlicher geworden; in dem Drang, seine junge Gemahlin mit Glückseligkeit zu überschütten, hätte er zaubern mögen. So, im vollen Glanz der ersten Flitterwochen, begrüßten sie die Fluren Italiens und endlich die neue Heimath der jungen Frau, das Fürstenthum Mentone.

Die Bevölkerung desselben, wiewohl nur in wenigen Ortschaften ansässig, empfing das erbprinzliche Paar mit aufrichtigen Sympathien, Ehrenpforten bei jedem Dörfchen; überall der Podesta desselben mit einigen weiß gekleideten Mädchen, welche ihrer künftigen Regentin herrliche Blumen überreichten. Die kleine Hauptstadt selbst ließ sich natürlich das Verdienst nicht nehmen, durch Guirlanden- und Fahnenschmuck, Geläute und Kanonenschüsse der jungen Prinzessin den rauschendsten Willkommen zu bereiten. Hier, in amtlicher Weise, wie durch Veranstaltung eines Volksfestes, fand eigentlich erst die wirkliche Hochzeitsfeier statt.

Die Vorstellung, welche sich Victoria von der Schönheit ihrer neuen Heimath gemacht, wurde durch die Wirklichkeit noch übertroffen. Von dem ziemlich weitläufigen, theils noch alterthümlichen Schloß übersah sie das Meer, und in der blauen Ferne zeichneten sich die Linien gebirgiger Inseln und über den Golf vorspringender Küsten ab. Eine üppige Pflanzenwelt wucherte auf dem hochgelegenen Felsplateau, auf welchem Mentone steht, wie eine Stadt über dem Meere, durch hohe Gebirgswände gleichsam abgesperrt von

dem Geräusch und dem sorgenvollen Treiben der Welt. Ueberall Orangen und Citronenhaine mit knorrigen Johannisbeerbäumen dazwischen, mit Oliven und Feigen. In dem Park, der das Schloß umgiebt, uralte, schattige Kastanien und Nußbäume, eine Fülle der interessantesten Baumgruppen, eine bunte Pracht von Blumen, deren Wohlgeruch die Luft ringsum erfüllt. Alte Statuen französischen Geschmacks um die Fontainen und Teiche; hier und da ein lauschiger Pavillon mit entzückender Aussicht. Und die unfern davon gelegene, durch eine Allee mit dem Schloß verbundene Stadt mit ihren zahlreichen und theils auf's Großartigste eingerichteten Hôtels, mit ihren prächtigen Spaziergängen am Meer, wie durch die Anlagen, mit dem eleganten Kursaal und den stark besuchten Spielzimmern — sie hat fast eine so belebte und vornehme Physiognomie wie Baden-Baden. Das alte Mentone, ein ärmliches Städtchen, ist verdeckt von dem neuen, villenartigen Mentone der Fremden, die in eleganten Toiletten, in Equipagen und zu Pferde sich durch diese Alleen bewegen, zur Mittagszeit und des Abends sich hier zahlreich versammeln, wie in allen ähnlichen Badeorten durch das Concert der Kurcapelle oder durch das Spiel an den grünen Tischen, durch kleine Abenteuer und Plaudereien sich zerstreuend.

Während das junge Ehepaar den einen Flügel des Schlosses bewohnte, welcher in der That sehr glänzend hergerichtet worden war, bildete der Mitteltheil die Residenz des regierenden Fürsten, des Vaters von Prinz Honoratus.

Fürst Tancred war ein Mann, der eben die Fünfzig überschritten hatte, von untersetzter und starkknochiger Figur,

mit einem Gesicht, welches eine gewisse Rohheit des Charakters nicht verläugnen konnte. Seine Augen waren unruhig, seine Nase sehr stark und ohne edle Biegung, seine Lippen wulstig, und auf den mächtigen Kinnbacken starrte ein dunkler, kurzgeschorener Bart. Der Fürst war weder vornehm noch würdig, weder angenehm noch interessant in seiner Erscheinung, ob er nun ernst war oder lachte, schwieg oder sprach. Etwas Plebejisches beherrschte ihn, welches der jungen Prinzeß Victoria beim ersten Begegnen einen Widerwillen einflößte, den sie nur mit Mühe verbergen konnte, und was sie binnen wenigen Tagen von den Thaten des Beherrschers dieses Staates in denkbar kleinster Form sah und hörte, war nicht geeignet, diesen ersten und ungünstigen Eindruck aufzuheben. Fürst Tancred regierte sein kleines Volk durchaus nur in der Manier eines Feldwebels, der sich den Civilversorgungsschein für einen Executorposten verschaffen will, und da er sich als den ersten Bürgermeister, den ersten Minister und den ersten Richter im Lande ansah, so befahl er eigentlich überall selbst und immer derartig, daß den Kassen Vortheil erwuchs. Auch war er der Kriegsherr seiner Armee, die aus fünfunddreißig Mann bestand. Diese Helden vertheilten ihre Pflichten gegen das Vaterland, indem sie ihren Urlaub von der Fahne benutzten, um die Dienerschaft des Fürsten, die Polizei und die Feuerwachen der Stadt zu bilden, während ein halbes Dutzend von ihnen in französischen Infanteristen-Uniformen stets für den Postendienst vor der Residenz bestimmt blieb. Beschäftigte sich Seine Hoheit nicht mit den Regierungssorgen, so suchte sich dieselbe das Leben so an-

genehm zu machen, wie es ihrem Geschmack entsprach. Fürst Tancred spielte zwar nicht öffentlich, aber er hatte eine Gesellschaft, für die er gern in seinem Zimmer selber eine Bank auflegte. Da er seit Jahren Wittwer war, huldigte er äußerst stark den Neigungen eines Wüstlings, und zwar so wenig rücksichtsvoll gegen die Oeffentlichkeit, daß er sich im vertraulichsten Verkehr mit den Pariser Loretten, welche auch in Mentone ihre Saison hielten, auf der Promenade zeigte. Selbst ein so wenig neugieriges Wesen wie Victoria hatte bald durch eigene Beobachtung Kenntniß von diesem Treiben des Fürsten erhalten, und tief beleidigt von diesen Scenen, suchte sie so viel als möglich ein Zusammentreffen mit ihrem Schwiegervater zu vermeiden.

Allerdings war dies nicht so leicht ausführbar, als sie wähnte. Fürst Tancred hatte ein für allemal den Befehl ertheilt, daß das Frühstück und das Diner gemeinsam für ihn und das erbprinzliche Paar, sowie für seine etwa geladenen Gäste in dem dafür bestimmten Zimmer aufgetragen werde. Victoria mußte wohl oder übel, wollte sie nicht den Fürsten beleidigen, bei diesen Mahlzeiten gegenwärtig sein. Sie wagte auch lange nicht, aus Liebe zu ihrem Gemahl, gegen denselben ein Wort der Klage auszustoßen, welches ihre Abneigung vor diesen Vereinigungen und damit vor dem Herrscher des Landes verrathen hätte. Als sie dann in schonender Form einmal den Prinzen fragte, ob es nicht besser sei, wenn sie allein speisten und den Fürsten mit seiner oft sehr gemischten Gesellschaft sich selbst überlassen könnten, enthüllte sich ihr die unbedingte Willenlosigkeit desselben gegenüber seinem Vater.

„Um Gotteswillen!“ erwiderte Honoratus auf ihre Worte. „Das würde meinen Vater furchtbar erbittern. Ich weiß nicht, weshalb, aber er ärgert sich schon über mancherlei, wozu Du ihm Veranlassung giebst.“

„Ich?“ rief sie erstaunt und erschrocken.

„Ja, ja, mein liebes Weib!“ entgegnete er. „Ich bitte Dich, handle meinem Vater in nichts entgegen, er verzeiht solchen Eigenwillen nicht. Ich muß mich auch in Manches fügen, obwohl es mir durchaus zuwider ist.“

Sie schwieg; aber die ersten Schatten des Kummers lagerten sich auf ihrer Stirn, und doch waren kaum zwei Wochen seit ihrem Einzug in das Schloß vergangen.

Victoria, zart, kindlich, hingebungsvoll, wie ihre Natur war, erhielt durch die mehr und mehr erkennbare, förmlich feige Unselbstständigkeit ihres Gatten, einen Stolz, der ihre Energie und ihr Selbstbewußtsein weckten. Nur fähig, sich an einen Mann, der ihr Achtung vor seiner geistigen Kraft abnöthigte, anzuschmiegen, suchte sie nunmehr in sich selbst den Halt, den er ihr nicht bot. Denn Honoratus zeigte eine Furcht vor seinem Vater, eine Unterwürfigkeit allen seinen, selbst tyrannischen Launen gegenüber, die unmännlich zu nennen war, und auf welche man nach seiner Lebensweise in Baden-Baden nicht hätte schließen können. Es war nicht der schuldige, kindliche Gehorsam, nicht die Gutherzigkeit eines Menschen, welche ihn verpflichten konnten, sich in seinen und seines Weibes Augen zu entwürdigen.

Die junge Prinzessin litt schwer unter den Verhältnissen, in welche sie hier eingetreten war. Fürst Tancred spielte den Herrn, der auch Alles anordnete, was das Ehepaar

unternehmen sollte. Er überwachte die Hausordnung; er schickte seinen Sohn und dessen Gemahlin auf die Spazirgänge oder zu irgend einem anderen Vergnügen; aber er litt es nicht, daß der Prinz oder die Prinzessin ohne seine Erlaubniß anspannen ließen oder selbst sich weiter als in den Schloßpark entfernten. Wie ihm zu speisen beliebte, so mußten seine Köche die Gerichte bereiten; wie er zu leben und zu schalten wünschte, so mußte es seinem Sohn recht sein, und jeder Widerspruch desselben hätte ihn zur Wuth gereizt. Dabei verlangte er mit Rücksichtslosigkeit auch das Anstößigste. Für seine Herren und Damen, wenn er sie zur Gesellschaft hatte, mußte Prinzeß Victoria die Honneurs machen und der Prinz ihr darin zur Seite stehen; dagegen erforderte es seine besondere Erlaubniß, wenn dieser in seinen Wohnräumen vielleicht eine kleine Soiree geben wollte, und Fürst Tancred lud dann wohl nicht nur sich selbst, sondern auch Personen mit ein, welche die Tochter des stolzen Herzogs von Clydesdale nimmer empfangen haben würde.

Um einem so unwürdigen Loose sich zu entziehen, gewann es die Prinzessin noch einmal über sich, ihrem Gemahl Vorstellungen zu machen. Da sie sich energischer fühlte als er, so sprach sie offen und muthig mit ihm; denn was ihr noch nicht klarer Begriff geworden, war als Instinct in ihr schon thätig: die Mißachtung gegen ihren Mann. Aber sonderbar, so sclavisch ergeben dieser sich allen Anordnungen seines Vaters zeigte, so gebieterisch trat er ihr gegenüber. Die Schwäche, die Charakterlosigkeit, welche er vor der Roheit des Vaters, in scheuer Furcht vor welcher er erzogen war, nicht zu verläugnen wagte, wollte er in einer Art Scham

vor der jungen Frau verbergen, indem er seines Vaters Partei nahm und dessen herrisches Wesen gegen sie nachahmte. Eine heftige Scene war die Folge davon, und in Thränen verbrachte Victoria die Nacht.

Sie unterwarf sich aber nicht; ihr Stolz und ihre Ehre, mächtig gereizt, riefen sie zu neuen Versuchen auf, um sich der Oberbotmäßigkeit ihres Schwiegervaters zu entziehen. Sie ließ sich am folgenden Tage nach dem Auftritt mit ihrem Gemahl, trotz dessen Bitten und selbst Drohungen, bei dem Fürsten krank melden und erschien nicht zum Frühstück, entschlossen, es bis zu einer Auseinandersetzung mit diesem selbst kommen zu lassen und nicht eher wieder ihr Zimmer zu verlassen, als bis der Grund ihrer Leiden beseitigt sei.

Fürst Tancrad nahm diese Mittheilung, die ihm sein Sohn mit der Miene der Ueberzeugung machte, um so ungnädiger auf, als er sich zu Mittag eine kleine Gesellschaft geladen hatte.

„Was fehlt ihr?“ fragte er Honoratus barsch.

Verlegen entgegnete der Prinz darauf:

„Sie hat Kopfschmerzen, Vater, eine Migraine vermuthlich!“

„Aha,“ meinte er übel gelaunt, „man kennt dies schon, Weiberlaunen! Und von dergleichen läßt Du Dich narren, Du Thor? Ich wittre die kindische Eigensinnigkeit Deiner Frau dahinter, was bei einer Deutschen überdies nicht auffällig ist. Aber ich dulde dergleichen nicht in meinem Hause!“

„Eine Unpäßlichkeit ist indeß bei einer Frau doch zu

berücksichtigen, Vater," wagte Honoratus schüchtern sie zu entschuldigen.

„Sie will mir trotzen, sage ich Dir!" entgegnete er heftiger darauf. „Ich habe schon längst gemerkt, daß sie mir ihre eigennsinnigen Gesichter schneidet. Sie gefällt sich nicht in meiner Nähe; sie will nach ihrem Geschmack leben, und ich soll mich, womöglich, nach den Grillen dieses verzogenen Kindes richten. Daraus wird Nichts, Honoratus, und ich rathe Dir, Dich gar nicht etwa von Deiner Frau berücken zu lassen und nicht zu wähnen, daß Du ihr mehr als mir zu gehorchen hast!"

„O gewiß nicht," versuchte er den Fürsten zu beschwichtigen.

„Du wirst also," befahl ihm nun dieser, „dafür sorgen, daß Deine Frau zu Mittag sich einfindet und die Damen der Gesellschaft empfängt. Weigert sie sich, so sage ihr, daß ich alsdann selbst mich überzeugen werde, ob meine unfreundliche Schwiegertochter krank oder nur launisch sei."

Honoratus richtete diese Entscheidung seines Vaters gewissenhaft bei der Prinzessin aus, indem er sie um des Friedens im Hause willen beschwor, sich zur Mittagstafel einzufinden und seinen Vater durch Freundlichkeit wieder versöhnlich zu stimmen.

Aber Victoria blieb unerschütterlich. Sie erklärte ihrem Gemahl unumwunden, daß sie absichtlich dem Fürsten bezeigen wolle, wie sie sich ferner nicht mehr seinen Befehlen in dieser Beziehung unterwerfe, und daß sie seinen Besuch ohne Furcht erwarte.

Der Prinz versuchte es abermals, sich als Gebieter zu

zeigen und in ähnlicher Weise, wie sein Vater, zu verlangen, daß Victoria sich füge. Sie verhehlte ihm ihre Empfindungen darüber nicht; sie warf ihm vor, ohne Mannesstolz zu sein, und sie erklärte ihm, als sein Weib nicht seine und auch nicht ihres Schwiegervaters Sclavin sein zu wollen.

Der Bruch schien unvermeidlich, und der Prinz folgte mehr seiner Furcht vor dem Vater wie den Vorstellungen seiner Gemahlin. Er liebte sie wohl, aber er fand nicht die Kraft, sich in einen Kampf mit dem Urheber seiner Tage einzulassen, weil er sich davon nur Schaden versprach. Er that seiner Meinung nach schon das Aeußerste, daß er abermals beim Fürsten die Prinzeß Victoria als wirklich krank zu entschuldigen suchte, ein Beginnen, auf welches derselbe mit einer Fluth von Schmähungen antwortete.

Zornglühend stürmte Fürst Tancred nach dem Zimmer, in dem sich die Prinzessin befand. Als der deutsche Diener, der im Vorsaal war, ihn zuvor bei seiner Herrin anmelden wollte, stieß er denselben heftig bei Seite und öffnete selbst die Thür. Er fand das junge Weib in stolzer Haltung sich gegenüber, und die Röthe ihrer Stirn, der Glanz ihrer Augen verriethen, daß sie ihrerseits nicht minder in zornige Aufwallung über diesen Mangel an Rücksicht und Anstand gerathen war.

„Hoheit!“ rief sie ihm sogleich entgegen, und ihre Stimme zitterte dabei. „Mein Diener hatte von mir den Befehl erhalten, mich von Ihrem angezeigten Besuch zu benachrichtigen.“

„Ihren Diener sammt Ihrer Kammerfrau jage ich zum Schlosse hinaus, Madame!“ erwiderte er roh darauf. „Sie

gehören nicht hierher, diese deutschen Schnüffler, welche mir meine gut erzogene Dienerschaft verderben. Sie können ihnen diesen Befehl von mir mittheilen."

Die Prinzessin hielt nach diesem völlig unerwarteten Ausfall nur mit Mühe an sich.

„Sie vergessen, Hoheit," entfiel es dann ihren bebenden Lippen, „daß ich eine Deutsche bin."

„Ich vergesse es, weil Sie sich jetzt daran gewöhnen müssen, ein Mitglied des italienischen Fürstenhauses zu sein, dessen Haupt ich bin."

Er schleuderte dabei wilde Blicke auf sie.

„Verstehn Sie?" fragte er, als sie in hoheitsvoller Erscheinung stumm auf seine Worte geblieben war.

„Es ist nicht schwer, Sie, Hoheit, sowie die Verhältnisse zu verstehen, die mich hier umgeben," entgegnete sie mit Würde, und indem sie sich zwang, ruhig zu bleiben. „Sie scheinen zu glauben, daß ich als die Gemahlin Ihres Sohnes eine Dienerin Ihrer oft sehr wenig vornehmen Launen sein soll, wie Sie offenbar eine Genugthuung darin finden, daß Ihr Sohn, der Erbe Ihres Thrones, Ihnen gegenüber auf jeden berechtigten Willen und jede männliche Selbstständigkeit Verzicht geleistet hat. Ich nehme keinen Anstand mehr, Ihnen offen zu erklären, daß ich meinestheils diese erniedrigende Rolle nicht weiter spielen werde."

„Haha!" rief er mit ingrimmigem Hohn. „So hatte ich doch gleich recht erkannt, was Ihre vorgeschützte Krankheit bedeute!"

„Ich bin über Ihren Witz dabei nicht erstaunt."

„Sie revoltiren also gegen mich, Madame?"

„Mein besseres Selbst, meine Ehre als Frau, meine Selbstachtung als Weib!" erwiderte sie mit Festigkeit.

„Sagen Sie: Ihr dünkelhafter Eigensinn!" rief er. „Was berechtigt Sie denn, die Sie ja noch zu jung und unerfahren sind, um sich ein Urtheil über meine Lebensweise und über meine Grundsätze zu erlauben, die Forderung aufzustellen, daß hier in diesem Schlosse, in diesem meinem Staate Alles nach Ihren Launen und Ansichten gehe? Sollen etwa Ihre kleinstädtischen, deutschen Sitten und Gewohnheiten hier die Norm bilden? Sie sind sehr anmaßend, Prinzessin; finden Sie dies nicht?"

„Im Widerspruch zu Ihren Zumuthungen, Hoheit, erscheint Ihnen dies freilich so," versetzte sie. „Aber mein Gewissen und meine Vernunft sagen mir, daß ich nichts Unbilliges erwartete, wenn ich als die Gemahlin Ihres Sohnes auch auf die einer Frau würdige Stellung rechnete. Es liegt mir fern, Ihre Grundsätze und Lebensweise bemäkeln zu wollen, weil mir die Achtung vor Ihrem Rang als Oberhaupt des Landes dies verbietet; aber ich will mich auch nicht zwingen lassen, Theil daran nehmen zu müssen, ein Mitglied Ihrer Damen- und Herrenzirkel zu sein, ohne daß mich irgend welche Rücksichten dazu verpflichteten, als Frau und in meiner Freiheit als solche in einer Abhängigkeit von Ihnen zu leben, als sei ich einem russischen Leibeigenen zuertheilt worden."

Muthvoll blickte sie ihn dabei in die unruhigen, bösen Augen.

„O ja," drohte er ihr wüthend, „ich werde Sie dazu zwingen!"

„Das werden Sie nicht!" versetzte sie schnell und stolz.

Er stutzte einen Moment.

„Und warum denn nicht?" fragte er darauf höhnisch.

„Weil Sie kein Recht dazu haben, Hoheit, und ich niemals Ihnen ein solches einräumen werde!"

„Damit werden Sie nicht viel ausrichten, Sie kleiner, deutscher Trotzkopf!" sagte er mit häßlichem Lachen. „Besinnen Sie sich also und bedenken Sie, daß ich nichts weiter an Rücksichten von Ihnen verlange, als was Ihnen Ihr eigener Gemahl für mich abfordert. Sie werden doch das Recht des Mannes nicht leugnen wollen, Herr im Hause zu sein? Eine gehorsame Frau sollen Sie sein, nichts weiter. Oder glauben Sie, daß ich Ihnen das Recht einräumen werde, meinen Sohn gegen mich zu revoltiren, ihn von Ihren Launen und Ideen abhängig zu machen? O nein, Madame," fuhr er wieder heftiger fort, „niemals! So lange ich lebe und regiere, ist mein Wille Gesetz für meinen Sohn, oder er darf sich gefaßt darauf machen, daß ich ihn zum Gehorsam zwinge, wie Sie!"

Prinzeß Victoria, welche in ihrem Kampf nicht mehr weiter zu gehen wußte, wollte durch eine Bitte den tyrannischen Sinn des Fürsten ändern; aber es war ihr unmöglich, einen solchen Entschluß auszuführen. Alles in ihrem Innern sträubte sich dagegen; das Wort und der Ton fehlten ihr, um ihm etwas Freundliches zu sagen, vor ihm sich zu demüthigen. Mehr vermochte sie nicht, als im Ton der Klage und wie ergeben in ihr Geschick, auszurufen:

„So werden Sie die Schuld daran tragen, wenn nun der Traum von meinem Glück schon so schnell zu Ende geht! Ach, und noch sollten es die Flitterwochen meiner Ehe sein!“

„Fügen Sie sich in unsere Lebensweise, meine Liebe,“ antwortete er streng darauf, „und Sie werden ganz glücklich sein können.“

„Nein,“ entgegnete sie. „Nie!“

„Dann ist es Ihre Schuld,“ brach er schroff ab. Ich will Ihnen sogar Ihre deutsche Dienerschaft noch einmal lassen, wenn Sie sich eines Besseren besinnen. Sie werden diese Nachsicht nicht mißbrauchen, nicht wahr?“

„Sie wollten mich wirklich derselben berauben?“ fragte sie, und das Herz zog sich ihr bei diesen Worten zusammen.

„Ich jage sie noch heute aus dem Schloß und aus dem Lande, wenn Sie nicht zu meiner Mittagsgesellschaft kommen, und beugt Sie dann diese Maßregel etwa nicht, so müssen Sie wohl oder übel als Kranke Ihr Zimmer hüten, bis Sie wieder gesund sind. Verstehen Sie?“

„O ja,“ versetzte sie mit schneidendem Ton des Stolzes. „Sie sind nicht gut mißzuverstehen, Sie würden mich auch zu einer Gefangenen im vollen Sinne des Worts machen.“

„Und das gefiele Ihnen doch nicht, Prinzeß?“

Sein Hohn hob ihre Würde. Eisig kalt erwiderte sie: „Ich will Ihnen nicht die Gelegenheit bieten, solche Gewalt mir anzuthun, welche Sie übrigens wohl vor den unserer Familie befreundeten Höfen, die ja Ihre souveraine Macht beschützen, zu rechtfertigen hätten. Ich habe mich vor Ihnen nicht zu fürchten. Aber indem ich bis auf Weiteres mich

Ihrem Willen füge, wird mein Benehmen den beredten Protest dagegen bilden. Wollen Sie mich also zu Ihrem Tisch und zu Ihrer Gesellschaft führen, Hoheit?"

Diese Wendung brachte den alten Fürsten sichtlich in Unruhe; dieser Stolz auf dem Rückzuge vergällte ihm seinen Sieg. Doch nur vorübergehend; dann nahm er die Miene eines Triumphators an und führte mit solcher Prinzeß Victoria in den Speisesalon.

V.

Am Hofe des Fürsten.

In Wahrheit konnte sich doch Prinzeß Victoria rühmen, einen Erfolg über den alten Fürsten errungen zu haben. Durch ihre vornehme, kalte Haltung, durch die Verachtung, welche sie in ihren Blick legte, wurde sie Seiner Hoheit so peinlich wie seinen Besuchern. Er unterließ deshalb bald von selbst und ohne sich über den Grund zu äußern, die hochfahrende Deutsche, wie er sie nannte, zu seinen Gesellschaften zu befehlen. Victoria war freier als zuvor.

Aber um welchen Preis! Der Fürst haßte sie und bezeigte ihr, wo er konnte, seinen Zorn durch Beleidigungen, welche bei der Rohheit seiner Natur auch die zartesten Empfindungen eines Weibes nicht schonten. Ihr Gemahl seinerseits, der zwar feinfühlender war, bewegte sich in fortwährenden Mißbilligungen ihres Starrsinnes und in Klagen über das unglückliche Verhältniß, welches sich dadurch gestaltet. Es waren traurige Tage, die schon nach Monatsfrist über das junge Ehepaar kamen, und da kein Theil mehr hoffen

konnte, durch Worte sich zu verständigen, so lag eine unheimliche, drückende Schwüle auf Allen. Die Prinzessin nahm sich vor, ihre Seelenleiden so viel als möglich vor ihrem Gemahl zu verbergen und sich mit der besten Miene in die gespannten Verhältnisse zu schicken; Honoratus seinerseits, um weder mit seinem Vater zusammen zu gerathen, noch um sich mit seiner Frau zu streiten, suchte eine gleichgiltige Haltung zwischen beiden Parteien einzunehmen und der einen zu Liebe zu thun, was der anderen keinen Verdruß bereitete. Aber mit jedem Tage wuchs bei Victoria die Ueberzeugung, daß ein solcher Mann, der ihr so wenig gehörte, sie nicht glücklich machen könne; daß solche Spannung der Verhältnisse unmöglich andauern könne, ohne zu einer Krisis zu führen.

Eines Tages beliebte es Fürst Tancred wieder, seinen Sohn mit Gemahlin zu einer Abendgesellschaft zu befehlen, welche er in einem Pavillon des Parkes gab. Diese Tyrannei gegen Victoria hatte er, wie erwähnt, in letzter Zeit nur selten geübt, und dann nur in den Fällen, wenn er sich zu Mittag Gäste geladen hatte. Wie schmerzlich es ihr dann auch ankam, dem Willen des Fürsten zu entsprechen, so bezwang sie doch dies Gefühl und erschien zur bestimmten Stunde am Arm ihres Gemahls in dem Pavillon, aber in stolzer Haltung, mit einem kalten Gesicht, in dessen Bläße sich ihr Leiden, in den matten Augen ihr Widerwille verriethen.

Die Gesellschaft, welche sich nach und nach hier versammelte, war so gemischter Art, wie sie der Fürst gewöhnlich bei sich sah: ein paar seiner Hofleute und höchsten Be-

amten, einige Fremde, meist Engländer oder Franzosen, einige der Damen der Halbwelt, wie sie die Promenade von Mentone täglich in neuen Erscheinungen aufwies. Der Fürst, wenn er deren Bekanntschaft bei seinen Besuchen der Anlagen und Kursäle gemacht, bezeigte denen, welche sich seiner Gunst erfreuten, die Aufmerksamkeit, sie zu sich zu laden. Er spielte alsdann den liebenswürdigen und gastfreien Wirth; es standen nach dem Essen jedes Mal Spieltische bereit, und mit den Damen wurde die Unterhaltung durch Champagner angefeuert. Man bewegte sich dabei ohne Zwang in den Gesellschaftszimmern oder in den reizenden und lauschigen Partien des Parkes, von welchem gewöhnlich bei nächtlichen Festen, wie diesmal, ein Theil geschmackvoll durch chinesische Ballons und farbige Lampions erleuchtet war.

Die Pein, in welcher Prinzeß Victoria ihre befohlene Anwesenheit bei solchen Gelegenheiten zubrachte, war bei der edlen Sittsamkeit ihres Charakters nur zu erklärlich. Der Prinz fand sich leicht damit ab, und sein freiwilliger Drang sowie sein Talent, sich mit den Damen der Gesellschaft zu unterhalten, würde wohl die Eifersucht seiner jungen Gemahlin haben rege machen können, wenn sie bei ihrem Kummer noch Raum für dies bittere Gefühl gehabt hätte.

Auch diesmal, wie sonst, stellte der Fürst seine Gäste der Prinzessin und ihrem Gemahl vor, ihnen damit die Pflicht aufbürdend, sich für die weitere Unterhaltung derjenigen zu interessiren, welche er selbst nicht an seine Person fesselte oder gefesselt wissen wollte.

Als er nach einer ersten solchen Vorstellung aus dem Dunkel des Parks wieder mit einer Dame allein am Arm

in den Pavillon trat und sie zu dem jungen Ehepaar geleitete, erbleichte Honoratus, und Victoria, die ihn eben durch einen Blick befragen wollte, errieth die Ursache davon mit weiblichem Instinkt.

Der Fürst stellte ihnen Madame Georgette Lesfeur aus Paris vor —.

Die Französin ließ gleichgiltig ihre Augen auf Prinz Honoratus fallen, indem sie ihn nachlässig grüßte; aber mit der Prinzessin, welche sich unwillkürlich in ihrer ganzen Hoheit stolz emporrichtete, tauschte sie einen Blick tödtlichen Hasses aus.

Kurz wandte sich die Prinzessin um, indem sie den Arm ihres Gemahls ergriff, und Georgette, nachdem sie ihnen mit Schadenfreude eine Weile nachgeschaut, sagte empfindlich zu dem alten Fürsten und doch dabei ihn entschuldigend:

„Hoheit haben mich in eine Verlegenheit gebracht, wohl ohne es vorausgesehen zu haben.“

„Pah!“ rief er, welcher über die besonders auffällig beleidigende Aufnahme Georgette's seitens seiner Schwiegertochter n Zorn gerieth, „legen Sie darauf nicht zu viel Gewicht, Madame. Sie werden sich bei mir auch ohne die hochmüthige Dame amusiren.“

Er lachte laut auf, und sie stimmte mit ein; er führte sie an einen anderen Tisch, und sie setzte sich neben ihn auf das Sopha. Man brachte Champagner und feines Gebäck; man ischerzte und plauderte, und bald war Georgette der Mittelpunkt dieses Kreises. Ihre Unterhaltung und ihr Witz entzückten den Fürsten; sie kümmerten sich beide kaum noch um die Uebrigen.

Unterdessen hatte die Prinzessin, einer unwillkürlichen Regung folgend, ihren Gemahl aus dem Pavillon in den Park gezogen.

„Georgette Lesour," sagte sie hier in großer Erregung zu ihm, „das ist die Dame, die uns einige Tage vor der Hochzeit auf der Treppe im alten Schloß begegnete —?"

„Allerdings," antwortete Honoratus zerstreut und merkbar bedrückt.

„O ja, ich kenne sie wieder!" fuhr Victoria lebhafter fort. „Dieser Blick damals war frech, aber der von jetzt war es noch mehr. Was hat es für eine Bewandniß mit dieser Dame?"

Sie richtete diese Frage fast scheltenden Tones an den Prinzen, der über diese unvermuthete Begegnung in eine nicht minder große Aufregung versetzt worden war, ohne sie jedoch verrathen zu wollen.

„Antworte mir, Honoratus," drang sie energischer in ihn. „Wie kommt dieses Weib hierher?"

„Ich weiß es nicht," versetzte er. „Du siehst mich selbst erstaunt darüber."

„Du kanntest sie in Baden-Baden —."

„Allerdings."

„Aber sie wollte Dich hier nicht wiedererkennen —."

„Mein Gott," suchte er dies ihn peinigende Verhör abzubrechen. „Es geschah dies wohl aus Rücksicht auf Dich, auf meinen Vater —."

„O, Honoratus," rief das junge Weib in schmerzlicher Verzweiflung aus, „in welch einen Abgrund sehe ich! Was lerne ich hier in wenigen Wochen für Laster und Niedrigkeit

der Menschen kennen, von denen ich im Hause meiner Mutter keine Ahnung gehabt. Ach, Alles wollte ich vergeben, aber die Unschuld meines Herzens sollte man mir nicht systematisch rauben!“

„Du bist nervös,“ sagte er darauf mitleidig, „wie seit Wochen schon. Du malst Dir Gespenster überall.“

„Ist es ein Wunder, daß ich wie im Fieber lebe? Reicht man mir nicht täglich einen Trank mit Gift? O, Honoratus, es wäre Alles gut, wir lebten glücklich, wenn wir nicht dieses Schloß bewohnen müßten, in dem kein guter Geist waltet!“

„Möglich!“ seufzte er. „Aber es muß doch sein!“

„Es muß sein!“ fuhr sie zornig auf. „Es muß sein! Welch ein feiges Wort! Muß es sein, daß man sich lebendig in einen Sarg legt, um sich begraben zu lassen?“

„Victoria! Reize Deine Phantasie nicht immer mehr auf, ich bitte Dich! Nimm die Dinge leichter und denke, wie ich, daß man in jeder Lage sich zurecht finden muß. Wozu gegen mächtigere Verhältnisse ankämpfen?“

„Besser also, sich erniedrigen!“ rief sie empört.

„Indem man sich scheinbar willig fügt, erniedrigt man sich nicht!“ sagte er mit philosophischer Ruhe.

„Mann!“ brach es darüber aus ihrem Innern hervor. „Warum können wir nicht unsere Seelen wechseln und ich Du, Du ich werden! Denn mir ist, als habe ich, was Dir fehlt! Ich zürne mit mir selbst, daß ich mich von Tag zu Tag mehr wandle und mit dem Frieden in meinem Gemüth auch die Sanftmuth verliere, die ich einst als Eigenschaft des Charakters mir zuschreiben durfte. Dieses Weib!“

fuhr sie dann fort, als kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dieser fremden Erscheinung zurück. „Dieses Weib! Ich hasse es, ich fürchte es! Warum verfolgt es mich?"

„Thörichter Einfall!"

„O ja, ein thörichter Einfall, Honoratus; aber er hilft mir errathen."

„Was erräthst Du denn?" fragte er ungeduldig.

„Ich sage Dir," sprach sie in der unheimlichen, erregten Weise weiter, „daß ich eine Ursache errathe, weshalb sie hier ist. Warum war sie Dir gegenüber so fremd, während sie in Baden so vertraulich mit Dir sprach?"

„Sie hat mir wahrscheinlich etwas übel genommen," warf er hin.

„Und jetzt ist sie eine Freundin Deines Vaters! Honoratus, empfindest Du denn Nichts darüber?"

„Nein," entgegnete er ohne Zögern. „Nicht das Geringste."

„Aber ich!" rief sie schmerzlich. „Aber ich! Denn jetzt habe ich keinen Zweifel über ihre gesellschaftliche Stellung mehr."

„Was geht es Dich an," suchte er sie zu beruhigen. „Sie ist allerdings aus derjenigen gesellschaftlichen Klasse, der Du keine Achtung schulden sollst. Mein Vater, weil er sich gern in Unterhaltung mit Damen befindet, hat eine gewisse Vorliebe für sie, die am Ende bei dem Mangel anderer Damen verzeihlich ist. Sie kommen, und sie gehen dann wieder; so wird es auch mit dieser Madame Leseur sein."

„Und daß Dein Vater mich und Dich mit allen diesen

Zugvögeln durchaus bekannt gemacht haben will — empfindest Du auch darüber Nichts?"

„Die alte Klage von Dir! Freilich ist diese Grille meines Vaters zu bemängeln. Aber übersieh es und erbittere ihn nicht durch Dein Benehmen. Auf anderem Wege ersparst Du Dir viel Verdruß."

Er wollte sie in den Pavillon zurückführen; aber sie weigerte sich entschieden. Eine neue Streitscene erfolgte, deren Ausgang war, daß Victoria sich unbekümmert ob der Folgen auf ihr Zimmer begab, um über ihre Entwürdigung zu weinen, und Honoratus dagegen zu der Gesellschaft zurückkehrte. Doch Georgette übersah ihn während des ganzen Abends, und der Fürst fragte auch nicht nach seiner, noch seiner Gemahlin Anwesenheit.

Es war ersichtlich, daß Fürst Tancred für Georgette Lesueur eine besondere Neigung gefaßt hatte. Er fuhr sie nach dem späten Schluß des Gartenfestes selber nach der Stadt zurück; er lud sie zum nächsten Abend wieder zu sich. Ja, ungeduldig sie wiederzusehen, begab er sich schon am andern Vormittag nach Mentone, um sie zu besuchen und mit ihr zu Mittag zu speisen. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß der Fürst sich dem Diner in seinem Schlosse fern hielt, und zum ersten Mal deshalb auch, daß Prinzeß Victoria wieder etwas heiter an diesem Tage war.

Merkwürdiger Weise änderte sich von nun an die Lebensgewohnheit des alten Fürsten mehr und mehr. Er schien gänzlich durch Georgette in Beschlag genommen und von einer ausdauernden Leidenschaft für sie erfüllt zu sein. Um die Prinzessin kümmerte er sich fast gar nicht mehr; er

speiste selten zu Hause, lud keine Gesellschaft Abends ein, befahl auch weder den Sohn noch die Schwiegertochter zu sich. Victoria athmete auf; sie dankte im Stillen Georgette dafür, daß sie die Ursache dieser Befreiung von dem Fürsten und seinen Geselligkeiten war, und indem sie sich wenig um dies Verhältniß kümmerte, lebte sie in der Hoffnung wieder auf, daß die Zeit der Prüfung zu Ende gegangen sei.

Dagegen machte dem Prinzen dieser Vorgang viel Sorge. Er wußte nicht allein sehr wohl, was es zu bedeuten habe, sich mit Georgette einzulassen; sondern er empfand auch die Beschämung, welche in dem Umstand lag, daß die von ihm so schroff verabschiedete Geliebte nun zu einer Herrschaft über seinen Vater gelangt war, dem gegenüber er sich doch in so großer Abhängigkeit wußte. Er fühlte die Demüthigung der Schlußfolge. Gewann das Verhältniß Georgette's mit dem Fürsten an Bestand, so kam er selbst in eine untergeordnete und sehr unwürdige Stellung ihr gegenüber. Er sann auf einen Versuch, diese Fortdauer der Verbindung zu hintertreiben; aber seine Schwäche und Charakterlosigkeit hielten ihn von jeder Ausführung ab. Er wollte seinen Vater warnen; er wollte ihm freimüthig von seinem Verhältniß mit Georgette in Baden erzählen; aber die Scheu ließ ihn kein Wort gegen den Fürsten hervorbringen.

Eines Abends ließ ihn sein Vater, ganz gegen Erwarten, in seine Privatzimmer rufen. Honoratus fand ihn mit Georgette allein. Sie ruhte auf einer Causeuse und rauchte nachlässig eine Cigarette; der Fürst ging finster auf dem Teppich hin und her. Der Prinz ahnte nichts Gutes, und

sein Herz schlug ihm vor Furcht, als er sich im Zimmer befand.

„Was höre ich da?" herrschte ihn der Fürst an. „Du kennst Madame Leseur aus Baden und sagtest mir doch Nichts davon?"

Diese Eröffnung brachte Honoratus vollends außer Fassung. Er sah bald auf Georgette, die sich schadenfroh an seiner Verwirrung weidete; bald auf seinen Vater, ohne ihm ein Wort erwidern zu können.

„Du hast ferner, wie mir Madame mitgetheilt," fuhr der Fürst fort, „einen sehr ungnädigen Abschied von ihr genommen —?"

„O," rief er jetzt dazwischen, „es war vielmehr Madame, die sich dabei in sehr übler Laune zeigte."

„Wie, mein Herr?" entgegnete sie spöttisch darauf, ohne ihre bequeme Lage zu verändern. „Waren Sie es nicht, die mir drohten, mich aus Mentone ausweisen zu lassen, wenn ich mich dort blicken lassen würde?"

„Allerdings, da ich nicht ahnen konnte —"

Er wagte nicht mehr zu sagen; denn sein Vater trat ihm mit zorniger Miene entgegen.

„Seit wann bildest Du Dir ein," schalt er ihn, „eine solche Macht zu haben? Den Beamten soll der Teufel holen, der von Dir Befehle annimmt! Ich bin hier der Herr im Lande, ich allein! und es ist nöthig, daß Madame dies wisse."

„Eh bien!" rief sie. „Ich bin vollständig beruhigt, mein Fürst, nun ich erfahren habe, daß der Prinz seine Macht überschätzt hat. Aber diese Auseinandersetzung war

doch nothwendig," wandte sie sich dann in einem belehrenden Ton an Honoratus. „Seit dem Tage, da es mir gefiel, hier in Mentone meine Kur zu gebrauchen, schwebte ich in der That fortwährend in Angst, daß Sie Ihre Drohung ausführen könnten, Prinz, obgleich ich das Glück gehabt, gleich nach meiner Ankunft mich des Schutzes Seiner Hoheit, Ihres Herrn Vaters, zu erfreuen."

„Und ich erkläre Dir hiermit ausdrücklich," setzte der Fürst hinzu, „daß ich von Dir wie von Deiner dünkelhaften Gemahlin die Achtung gegen Madame in jeder Form verlange! Denn meine Freundin wird von jetzt an im Schlosse wohnen."

Der Prinz konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

„Ja, mein Prinz," ergänzte Georgette selbstgefällig und leutselig ihm zunickend, „Seine Hoheit sind so lange in mich gedrungen, daß ich meinen Widerstand endlich aufgeben mußte. Ich wünschte wohl, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin mich durch Ihr Benehmen den Entschluß nicht bereuen lassen, zu dem ich aus Dankbarkeit gegen den Fürsten gelangt bin."

„Ich betone nochmals," fügte seinerseits Fürst Tancred hinzu, „daß ich jede Kränkung, jede mißachtende Miene, über die sich Madame etwa sollte zu beklagen haben, als eine mir selbst angethane Beleidigung ansehen und schonungslos ahnden werde. Dies magst Du besonders Deiner Frau einprägen. Im Uebrigen wird sie ja zufrieden damit sein, daß es ihr gelungen ist, mich gar nicht mehr nach ihrem hochmüthigen Gesicht und ihrer langweiligen Unterhaltung zu sehnen. Wir werden allein speisen und allein für uns leben;

ich will mir nicht mehr meinen Appetit noch meine Laune durch die deutsche Engländerin verderben lassen."

Honoratus war nach diesen Worten verabschiedet.

Er ging in einer sehr großen Aufregung zu seiner Frau, um ihr diesen neuesten und wichtigen Vorgang am Hofe seines Vaters mitzutheilen. Was ihn am meisten beschäftigte, war die Sorge über die Haltung, die er persönlich nun gegenüber der erklärten Geliebten des Fürsten, die vor einigen Monaten noch die seinige gewesen, beobachten sollte. Er mißachtete Georgette seit der Trennung von ihr noch immer so sehr, daß er ohne Erregung sich der voraufgegangenen Freundschaft erinnerte; er zweifelte auch nicht, daß sie weder gegen ihn noch gegen seine Gemahlin eine wohlwollende Gesinnung hege. Es bedurfte für ihn keiner Erklärung weiter, daß Georgette, nachdem sie von den Neigungen und dem Charakter des Fürsten Kenntniß erhalten, die Eroberung desselben mit dem Aufwand aller ihrer Künste betrieben hatte, um sich dadurch an dem Sohn zu rächen. Er konnte nicht umhin, ihre Kühnheit und ihren Erfolg zu bewundern, und in der Abhängigkeit von allen mächtigeren Verhältnissen war er bald mit sich einig darüber, daß es das Beste sei, sich dem Willen seines Vaters zu fügen und in Georgette die einflußreiche Maitresse desselben zu sehen, die er an keine früheren Beziehungen erinnern und mit welcher er sich so freundlich stellen müsse, als sie wünsche.

Er suchte die Prinzessin von der Richtigkeit seiner Philosophie zu überzeugen; aber sie faßte diese Veränderung der Dinge im Hause keineswegs so gelassen auf.

„Es hätte sich," so meinte sie nicht ohne Stolz gegenüber

ihrem Mann, „für Deinen Vater aus Rücksicht gegen Dich — ich sage nicht einmal gegen mich — besser geziemt, einen solchen öffentlichen Anstoß zu vermeiden. Doch da er ja glaubt, sich über Alles hinwegsetzen zu können, so will ich keine Worte darüber verlieren. Nur wird meinerseits diese Person im Hause, wie billig, als gar nicht vorhanden übersehen werden, und es wird sich auch Nichts darin ändern, wenn sie oder Dein Vater sich etwa darüber beleidigt fühlen sollten. Meine Grundsätze von Ehre, meine Achtung vor mir selber, schreiben mir ein Verhalten vor, welches ich für das richtige halte."

Honoratus sah ein, daß es bei solchen Anschauungen seiner Frau über kurz oder lang zu den heftigsten Auftritten mit Georgette und seinem Vater kommen müsse. Er machte wieder seine Vorstellungen, aber wiederum vergebens. Prinzeß Victoria, im vollen Bewußtsein ihres Rechts, theilte nichts von den Befürchtungen, die ihr Gemahl hegte, und denen er durch eine schnell bereite Unterwürfigkeit immer aus dem Wege zu gehen suchte. Sie war sich sicher, auch in diesem Fall nicht herausfordern zu wollen, aber auch keine Herausforderung von anderer Seite demüthig hinnehmen zu können. Und eine Ahnung sagte ihr, daß Georgette Leseur zu ihrem Unglück in's Schloß gekommen sei; daß der Haß, den sie aus ihren Augen gelesen und den sie ihr im Blick zurückgegeben, ein Verderben aufrufen werde. Nur düsterer thürmte es sich am Horizont auf, und einsam, verlassen, stand sie in trostloser Oede. Ihr einziger Schutz, ihr Gatte, galt für sie nur noch als ein Kummer mehr; denn er hatte in ihren Augen schon Alles verloren, was ihr einen Trost

hätte bieten können. Mit der Achtung vor ihm fühlte sie auch ihre Liebe schwinden, und sie weinte um die Täuschung ihres Herzens, aus der sie erwacht war.

VI.
Die Trennung.

Georgette wohnte schon mehr als einen Monat lang im Schlosse. Ihre Herrschaft über den Fürsten hatte sich in einer Weise befestigt, daß keine Kabalen mehr dieselbe zu erschüttern vermochten. Denn auch an diesem kleinen Hofe hatte es nicht daran gefehlt, und die Urheber hatten es bitter zu bereuen gehabt. Der Hofmarschall, welcher zugleich als einziger Hauptmann und Oberkommandant in der mentonesischen Armee seinen Ehrgeiz verfolgte, wurde Knall und Fall entlassen, weil er einer Intrigue von neidischen Damen und ehemaligen Freundinnen des Fürsten Tancred gegen die jetzige Favorite aus Ritterlichkeit Vorschub geleistet hatte, und ein Kammerdiener, welcher Georgette beim Fürsten verdächtigen wollte, sowie ein Kutscher, welcher sich nicht respectvoll genug gegen sie gezeigt, erlitten dasselbe Schicksal. Seitdem war Ruhe. Die Pariser Damen in Mentone kamen gar nicht mehr in's Schloß, und der gesammte Hofstaat mit den allerhöchsten Beamten suchte durch Dienstergebenheit sich die Gunst der neuen Herrin zu erwerben.

Es kam auch eine ganz neue Ordnung in's Haus, und man wußte recht gut, daß die kleine Pompadour, wie man Georgette im Vertrauen nannte, die Anstifterin davon sei.

Das Frühstück wurde im neuen Salon derselben genommen und zwar war sie mit dem Fürsten hier, sowie beim Diner allein. An einem Abend in der Woche war regelmäßig kleine Fête im Park und Pavillon, wozu die Einladungen mit einer so großen Sorgfalt ergingen, daß sich der Charakter dieser Gesellschaft gegen früher bedeutend veränderte. Georgette ließ weder Damen zu, welche ein Recht hatten, sich aus früherer Bekanntschaft gegen sie oder gegen den Fürsten vertraulich zu zeigen; noch fanden für gewöhnlich andere Einheimische oder Beamte Zutritt, als solche, deren Ergebenheit sie belohnen und anfeuern wollte. Dagegen mehrte sich die Zahl der eingeladenen Fremden, namentlich Franzosen. Dem Fürsten war dies Alles recht; er fühlte sich sehr wohl unter diesem neuen System, und das Gerücht tauchte schon auf, daß er seiner Maitresse eine Standeserhöhung bereiten und sie dann heirathen wolle.

Das erbprinzliche Paar hatte sein eigenes Hauswesen erhalten, und dieser Umstand hätte die Prinzeß Victoria wohl befriedigt, wenn nicht anderweitig um so demüthigender ihre Abhängigkeit von dem neuen System und der neuen Herrin im Schlosse sich fühlbar gemacht haben würde. Eine besondere Vorschrift des Fürsten stellte eine sehr strenge Etikette her, wonach Georgette bei öffentlichem Erscheinen der Vortritt vor der legitimen Gemahlin des Erbprinzen gebühren sollte, und gelegentlich der am Namensfest des Souverains von ihr veranstalteten Galacour sollte zum ersten Mal dieses Decret in Anwendung gebracht werden. Victoria vermied eine solche ihrem Range wie ihrer Frauenehre zugemuthete Erniedrigung, indem sie gar nicht zum Feste er-

schien, worauf ihr der wüthende Fürst eine Woche Hausarrest auferlegte.

Ferner traf es sich, daß sie bei ihren gewöhnlichen Spazirgängen im anstoßenden Park mehrfach Georgette begegnet war, ohne ihr ausweichen zu können. Stolz war sie dann an ihr vorübergeschritten, ohne sie eines Blickes, geschweige denn eines Grußes zu würdigen. In Folge dessen war ihr vom Fürsten der Zutritt in den Park gänzlich untersagt worden.

Ein schönes Pferd, welches ihr von dem Vater ihres Gemahls bei ihrer Ankunft geschenkt worden war und auf welchem sie ihre Spazirritte gemacht, wurde ihr von demselben wieder fortgenommen, und die neue Herrin erhielt es zum Eigenthum und ritt darauf. Die Einladungen zu den wöchentlichen Festen, die für sie Befehle bedeutet hatten, blieben von ihr unbeachtet, um sich nicht dem Anblick und dem herausfordernden Wesen Georgette's auszusetzen; aber die Folgen davon waren die widerwärtigsten Scenen mit dem Prinzen, der sich als der ergebenste Diener seines Vaters und von dessen Maitresse erwies und neue, herabwürdigende Kränkungen seitens des Fürsten, der jetzt offenbar nach den Einflüssen Georgette's versuchte, Victoria's Stolz, ihren dünkelhaften und kindischen Eigensinn, wie er sagte, zu brechen.

Trotzdem würde Victoria aus dieser verzweiflungsvollen Stellung wohl noch keine Befreiung durch einen offenen Bruch erstrebt haben, wenn nicht ein Umstand hinzugekommen wäre, der ihr eine Trennung von diesen Verhältnissen wie eine gebieterische Pflicht hätte erscheinen lassen. Sie fühlte sich Mutter; sie hatte nun nicht mehr für sich allein zu sorgen, sondern auch noch für ein Wesen, dessen Leben

ihrer Verantwortung anheim gegeben war. Unmöglich konnte sie dies Dasein in Unruhe, Leid und Aufregung ohne Gefahr für das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, noch länger ertragen. Ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz flößte ihren Peinigern kein Mitleid ein, und von ihrem Gemahl verlangte sie nichts mehr, da er einem energischen Aufraffen gegenüber seinem Vater und jeder selbstständigen Haltung unfähig war. Er sah sie leiden; er wußte, warum sie litt und mit ihr ein erst zum Leben reifendes Wesen; aber er war nicht Mann genug, um ihr helfen zu können und fand auch als Vater keine Kraft, in der Mutter sein Kind vor quälender Noth zu schützen.

Nach langem, inneren Kampf reifte nun in der jungen Prinzeß der Entschluß, zu entfliehen und im Schoße der Mutter den Trost und die Ruhe zu suchen, deren sie bedurfte. Aber ehe sie einen so verhängnißvollen Schritt wagte, der den Schein einer Schuld auf sie werfen mußte, wollte sie sich ihrer Mutter anvertrauen, dieser zum ersten Mal ein ausführliches Bild all' der entblätterten Hoffnungen ihres Lebens geben und von ihr Rath und Hilfe erbitten. Wahrheitsgemäß und schonungslos schilderte sie die Erfahrungen, welche sie seit den drei Monaten ihrer Ehe gemacht, die Schwäche ihres Gemahls, die Rohheit des Fürsten, die Steigerung all' dieser Mißverhältnisse durch Erhebung jener Georgette zur Favoritin, deren herausforderndes Benehmen im Schloß zu Baden auch die davon so schwer beleidigte Herzogin nicht vergessen haben konnte. Victoria flehte ihre Mutter an, sie wieder bei sich aufzunehmen, bis diese unerträglichen Umstände beseitigt seien; sie beschwor sie darum

im Namen der Pflichten, welche ihr gegen das Wesen unter ihrem Herzen auferlegt seien.

Schon wenige Tage darauf traf die Antwort von der Herzogin Clydesdale ein, welche die ganze Liebe derselben zu ihrem einzigen Kinde und den tiefen Schmerz über das unvermuthet traurige Loos desselben athmete. In einer Art von Zuversicht tröstete sie Victoria damit, daß der zu gleicher Zeit gemachte Versuch, ihrer gereiften Beschwerde Abhilfe zu verschaffen, nicht vergeblich sein werde.

Dieser Versuch seitens der Herzogin bestand darin, daß sie in einem energischen Briefe an den Fürsten Tancred die Forderung gestellt hatte, ihrer Tochter die standesgemäß zukommende Behandlung zu Theil werden zu lassen, widrigenfalls ein besonderer Abgesandter der Herzogin sich einfinden würde, um sich von der Richtigkeit der Beschwerden zu überzeugen.

Fürst Tancred war Feuer und Flamme über diesen Brief; er tobte im Schlosse umher, bald die Herzogin, bald die Prinzessin verwünschend. Georgette schürte das Feuer, indem sie sich empört darüber zeigte, daß die Mutter der Prinzeß sich eine so dreiste Sprache gegen einen Souverain herausnehmen könne, der in seinem Staate thun und lassen könne, was er wolle. Und Prinz Honoratus, um das Unwetter von seinem eigenen Haupte abzuhalten, beklagte sich auf's Lebhafteste darüber, daß seine Frau die Taktlosigkeit gehabt habe, über die Verhältnisse der Familie in solcher Art an ihre Mutter zu schreiben.

Der Fürst und der Prinz stürmten zu Victoria, die von dem Ersteren mit einer Fluth von Schmähungen, von dem

Letzteren mit untermischten Vorwürfen begrüßt wurde, welche die Prinzessin über die Unklugheit belehren sollten, die sie begangen.

Sie ließ in vornehmem Schweigen diesen Sturm über sich ergehen, im Stillen sich rüstend, nach diesem letzten und so sehr verunglückten Versuch, den Bruch der Verhältnisse, und zwar auf eigene Hand, schnell herbeizuführen.

„Sie wagen es," schrie der Fürst ihr in's Gesicht, „sich bei Ihrer Mutter über uns zu beklagen? Sind Sie es nicht allein, die hier Tag um Tag Anlaß zu den ärgsten Kränkungen und zum ewigen Unfrieden gegeben hat?"

„Es schickt sich doch gewiß nicht," setzte der Prinz hinzu, „ohne den zwingendsten Grund, eine solche Einmischung aufzurufen."

„Ohne den zwingendsten Grund gewiß nicht, Herr Gemahl!" entgegnete sie ihm mit einer kalten Ruhe, welche die Sicherheit verrieth, mit der sie den Kampf aufnahm.

„Ich wiederhole Ihnen, Madame," fuhr Fürst Tancred fort, „daß wir uns Alle mit mehr Grund über Sie zu beklagen haben, als Sie über uns. Ihr hochfahrendes und anspruchsvolles Wesen ist unerträglich. Sie treten in einer Weise auf, als wenn sich hier Alles nach Ihnen und Ihrem Geschmack richten müßte, und Sie Grund zum Trotz zu haben glauben, wenn dies nicht geschieht."

„O, Hoheit, haben mir dies schon oft gesagt!" entgegnete sie ihm, als er in seinen Vorwürfen eine Weile einhielt.

„Und es hat Sie nicht eines Besseren belehrt, das weiß ich. Sie, ein junges Weib von kaum achtzehn Jahren, glauben nicht nöthig zu haben, sich nach den Wünschen und

dem Willen Ihres Schwiegervaters und des Oberhauptes in diesem Lande zu richten. Sie rümpfen die Nase über meine Gesellschaften; Sie beleidigen die Personen, die ich durch meine Gunst an meinem Hofe, in meinem Hause, respectirt haben will; Sie sind empört darüber, daß mein Sohn diese Achtung gegen seinen Vater nicht verleugnen will, um Ihnen, Ihren ebenso kindischen wie unartigen Launen, gefällig zu sein."

„Sie werfen mir nur immer die Wirkungen der Ursache vor, Hoheit," erwiderte sie mit einer sanfteren Stimme. „Ich würde weder die Nase über Ihre Gesellschaften rümpfen, wenn Sie mich nicht zwängen, daran Theil zu nehmen; ich würde die Personen Ihrer Gunst nicht beleidigen, wenn Sie mich nicht denselben und ihrem moralischen Werth unterzuordnen beliebten; ich würde mit meinem Gemahl mich besser verstehen, wenn er als solcher mehr mir als wie Ihnen gehörte."

„Aber Victoria," wandte sich Honoratus wieder zu ihr; „ich suche doch nur meine Pflichten als Mann mit denen des Sohnes zu verbinden!"

„Ja, ja," schalt der Fürst zornig weiter. „Dies eigensinnige Weib möchte nicht mit uns, sondern für sich leben. Würde sie Dich allein haben, mein Sohn, so würdest Du bald nur der Sclave ihrer Launen sein. Und dann wäre sie wohl zufrieden mit Dir!"

Er lachte höhnisch auf.

„Sie verstehen mich nicht," antwortete Victoria darauf mit Ruhe. „Sie wollen mich meinem Gemahl entfremden."

„Was kümmere ich mich denn viel darum, wie Sie mit ihm leben?" rief er. „Nur seine Pflichten gegen mich fordere

ich von ihm, ob mit Ihrem, ob gegen Ihren Willen. Und würden Sie derselben Pflichten eingedenk sein, die Sie als neues Mitglied der Familie deren Oberhaupt schulden, so handelten Sie anders, Madame.“

„O, ich weiß, was Sie darunter begreifen,“ unterbrach sie ihn mit einer Miene des Widerwillens.

„Sie wissen es und mißachten es.“

„Weil Sie mir als Pflichten zumuthen, Hoheit, was ich mit allem Recht für Entwürdigung und Erniedrigung halte!“

„Gehorsam gegen mich kann Sie nicht entwürdigen, Madame.“

„O doch, Hoheit. Dieser Gehorsam darf nicht bis zur Verleugnung meiner Rechte der Geburt und meiner Stellung als Frau gehen.“

„Lächerlich!“ rief er. „Wer kommt Ihnen denn in diesen Rechten, auf welche Sie Ihre Hoffahrt stützen, zu nahe?“

Sie richtete sich würdevoll empor und entgegnete:

„Wer? Nun Sie, Hoheit! indem Sie fordern, daß ich die Aufwartung bei Ihrer Gesellschaft mache, welche wohl Ihrer Zerstreuung dienen kann, deren Elemente aber zum Theil nicht für eine Mischung mit der Würde und Ehre einer anständigen Frau geeignet sind; indem Sie ferner fordern, Hoheit, daß ich, die Tochter des Herzogs von Clydesdale und Gemahlin des Erbprinzen von Mentone, die Formen des Respekts einer Abenteuerin erweise, welche nach dem Sohn den Vater in das Netz ihrer Künste gelockt hat! —“

„Genug!“ schrie der Fürst. „Schweigen Sie!“

„Wie kann man sich so vergessen!“ warf ihr der Prinz in sichtlicher Gereiztheit vor.

„Ja, mein Fürst!“ fuhr aber Victoria in dem Aufruhr ihrer Weiblichkeit uneingeschüchtert fort; „ja, mein Gemahl! Sie wollen mir diese Schmach auferlegen und nennen dies Pflicht und Gehorsam. Sie wollen das Weib in mir erniedrigen und halten den Widerstand dagegen für eitel Hoffahrt und Laune. Wozu Sie schwach genug sind, Prinz — ich nicht, ich niemals!“

Ein Stillschweigen trat nach diesen energischen Worten Victoria's ein. Sie blieb Herrin ihrer großen, inneren Bewegung; aber ihre Wangen erglühten, ihre Augen blitzten, ihr Busen wogte auf und nieder. Der Prinz war verlegen, beschämt; der Fürst finster und brütend.

„Nun?“ brach er endlich das Schweigen. „Aus dieser Lage soll Sie wohl Ihre Frau Mutter befreien?“

„Ich hoffe es, ja,“ erwiderte sie ihm.

„Wie träumten Sie sich denn diese Befreiung?“ fuhr er mit einem bittern Hohn fort, in welchem sich sein Ingrimm deutlich mit aussprach. „Glaubten Sie, Prinzeß, daß ich auf einen Brief Ihrer gnädigen Mama meine vielliebe Freundin wegjagen, meine Gesellschaften von Ihnen wählen lassen, oder daß ich ein reuiger Einsiedler werden würde?“

„Dies nicht, Hoheit. Vielleicht aber, daß es ihren Vorstellungen gelänge, von Ihnen fortan mit diesen Erniedrigungen verschont zu werden.“

„Und falls nicht, so wird Ihre Mutter mir einen Hofmeister oder so etwas schicken, um hier Ordnung nach Ihrem Sinn herzustellen. Nicht wahr?“

„Mein Fürst,“ nahm Victoria mit fester Stimme von Neuem das Wort, „ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich, als eine Ungehorsame und Unverbesserliche, aus Ihrer Nähe verbannten. Weisen Sie mir während der Zeit, daß ich mich den heiligen Pflichten einer Mutter unterziehen muß, einen Aufenthalt der Ruhe an, wo ich mit meinem Gemahl leben kann.“

„Victoria!“ rief Honoratus erschrocken. „Was fällt Dir ein?“

„Davon kann keine Rede sein!“ herrschte sie der Fürst zornig an. „Mein Sohn verläßt die Residenz nicht, auf keinen Fall, und Sie ebenso wenig, Prinzeß! Wir haben keine anderen Schlösser und gedenken keine zwei Hofhaltungen zu führen.“

„Ich verlange Nichts als meine beiden Diener, Hoheit; ich will Ihnen keine Kosten verursachen.“

„Nein, nein, sage ich, Sie bleiben hier!“

„Ich gehe nicht mit Dir fort!“ fügte Honoratus hinzu.

„Auch darauf würde ich verzichten,“ entgegnete Victoria mit unverkennbarer Mißachtung, die sie gegen ihren Gemahl erfüllte. „Aber ich richte diese Bitte, mich fortzulassen, an Sie, Hoheit, im Namen des Kindes, welches mir der Himmel schenken wird, und auf dessen Wohl schon jetzt alle meine Sorgen gerichtet sind. Ich bedarf um seinetwillen der Ruhe und des Friedens; ich bedarf,“ fuhr sie leiser und mit gerührter Stimme fort, „einer mütterlichen Rathgeberin und mütterlichen Beistandes. Fürst, lassen Sie mich deshalb zu meiner Mutter!“

„Unmöglich!" fiel der Prinz hier ein. „Wie sähe dies aus?"

„Ganz richtig," setzte der Fürst barsch hinzu. „Darum verheirathet man sich nicht, Madame. Sie werden hier allen Beistand finden, dessen Sie bedürfen; aber Sie bleiben bei Ihrem Manne und an dem Hofe, an den Sie gehören, und dem auch das Kind gehört, welchem Sie das Leben geben werden."

Er wandte sich zum Gehen.

„Hoheit!" rief ihm Victoria jetzt mit einer verzweiflungsvollen Energie zu die, nach dem kurz zuvor angeschlagenen Ton der Bitte um so mehr auffallen mußte. „Wenn dies Ihr letztes Wort ist, so hören Sie auch das meinige."

Er stutzte und blieb stehen, indeß Honoratus fast scheu auf seine so ungewöhnlich erregte Frau blickte.

Victoria streifte ihn mit einem vorwurfsvollen Blick, indem sie auf den Fürsten zutrat.

„Betrachten Sie mich alsdann wie eine Gefangene," fuhr sie fort; „aber wie eine Gefangene, welche von heute an darauf sinnen wird, Ihnen zu entfliehen. Wenn es mir gelingt, so falle der öffentliche Scandal auf Sie; wenn nicht, so seien die Folgen für mein Kind Ihrer Verantwortlichkeit anheimgegeben."

„Sie sind wahnwitzig!" rief der Fürst nicht ohne Unruhe über diese Drohung des jungen Weibes.

„Wahrlich, Victoria," schalt sie der Prinz kopfschüttelnd, „Du willst es auf's Aeußerste treiben!"

„Ja!" schleuderte sie ihm vernichtend zu. „Ich werde hier wahnsinnig, wenn Sie mich auf's Aeußerste treiben!"

„Komm!“ befahl Fürst Tancred seinem Sohne und verließ mit ihm dann in heftiger Erregung das Zimmer der Prinzessin. „Fragen wir Georgette,“ sagte er draußen zu diesem, „wozu sie in dieser Angelegenheit räth.“

Mit Georgette, welche in Spannung des Ausgangs dieser Unterredung harrte, fand darnach eine Art Familien- und Staatsrath statt; denn die Wichtigkeit der Frage beruhte für den Fürsten in dem von der Mutter abhängigen Schicksal des zu erwartenden Kindes. Georgette, nachdem sie sich Alles hatte berichten lassen, konnte sich eines triumphirenden Gefühls nicht erwehren. So entschied sie jetzt gleichsam über das Geschick dieses Weibes, dem sie einst Rache geschworen, so sah sie sich auf der Höhe einer Macht, welche ihr möglich machte, den Prinzen zu demüthigen, weil er sie einst in Anwandlung einer moralischen Laune kränkend verabschiedet, und über die hochgeborene Prinzeß gleichsam zu richten, welche die unschuldige Ursache ihrer damaligen Niederlage gewesen war. Wie wunderbar hatten sich doch die Verhältnisse gestaltet, daß diesem Weibe eine solche Genugthuung seiner niedrigen Gesinnung wurde! Sie sagte es sich im Stillen selbst und jauchzte darüber. War Alles, was seit ihrer Herrschaft am Hofe geschehen, auch ein Triumph für sie, eine Demüthigung des Prinzen, eine Quälerei mehr für die Prinzessin — jenes Hochgefühl gesättigter Rache, nach welchem sie verlangte, hatte sie sich gegenüber dem stolzen Trotz und der unerschütterlichen Energie Victoria's noch nicht bereiten können. Und diesen Schlag ihr zu versetzen, dazu hatten sie der Haß und die Verachtung, mit welchen ihr die junge Prinzessin entgegengetreten war, noch besonders gereizt. Jetzt

war der Augenblick gekommen. Wie die Umstände sich ihr zeigten, lag es in ihrer Hand, den Zwiespalt in der Familie zu erweitern oder zu verringern. Sie zögerte nicht, um ihres Vortheils wie ihrer sie reizenden Rachlust willen, sich für das Erstere zu entscheiden. Wenn Victoria das Haus verließ, so war Georgette nicht nur einer Feindin ledig, die auf die Dauer ihrer Stellung doch mußte gefährlich werden, sondern sie konnte sich auch dadurch eine gewisse Herrschaft über dieselbe sichern, welche ihr Gelegenheit ließ, auch später noch für eine Genugthuung ihres gemeinen Charakters bedacht zu sein.

So suchte sie denn den Fürsten völlig umzustimmen.

„Sie haben Recht, mein Freund," sagte sie zu ihm, als er sich längere Zeit in seinem Zorn über Victoria Luft gemacht, „den Launen und eigensinnigen Ansprüchen dieser noch sehr jungen Dame keinerlei Nachgiebigkeit gewähren zu wollen. Aber in diesem Falle riethe ich doch, den Wunsch der Prinzessin zu erfüllen und sie — selbstverständlich allein — bis auf Weiteres bei ihrer Mutter in Baden Aufenthalt nehmen zu lassen."

So wie Honoratus diese Meinung aussprechen hörte, machte er sie sogleich auch zu der seinigen, sicher, damit bei seinem Vater nicht Anstoß, dagegen bei Georgette Wohlgefallen zu erregen. Außerdem hatte er in der That stilles Mitleid mit seiner Frau und hielt eine Entfernung derselben nicht nur im Interesse ihrer Gesundheit für geboten, sondern auch für den besten Ausweg aus unversöhnlichen Gegensätzen, zwischen denen er sich charakterlos und nichts weniger als behaglich bewegte.

Fürst Tancred dagegen hatte noch viele Einwendungen zu machen, ehe er sich mit dem Rathe seiner Freundin einverstanden erklärte. Sie mußte sogar in Darlegung ihrer geheimen Gründe weiter gehen, als ihr lieb war. Schließlich drang sie mit der Vorstellung durch, daß keine Ruhe im Schloß sein werde, wenn Prinzeß Victoria bliebe; daß sich der Fürst vielerlei Verdruß und Einmischung seitens der Mutter werde gefallen lassen müssen, und daß über die Prinzessin sowie ihr Kind unter allen Umständen in Zukunft nach dem Willen des Fürsten verfügt werden könne.

Man ließ Prinz Honoratus' die Ehre, seiner Gemahlin diesen ihr so günstigen Beschluß mitzutheilen. Er that es, indem er sich ein großes Verdienst dabei zuschrieb und das Opfer hervorhob, welches er durch die lange Trennung im Interesse seiner Gattin bringe. Sie wußte seine Worte zu würdigen und ihm darnach zu danken. Glücklich, diese Stätte so herber Enttäuschungen und Leiden nach vier Monaten Duldens wieder verlassen zu können, mischte sich in diese Freude nur der Wermuthstropfen einer Scham, die Frau eines so willenlosen Mannes geworden zu sein, welcher diesen einzigen Lichtblick in ihrer Ehe weder hervorzubringen, noch all' die Demüthigungen vorher zu verhindern vermochte.

Zwei Tage später schon fuhr Prinzeß Victoria in einer Chaise, nur begleitet von dem deutschen Diener und ihrer Kammerfrau, nach der Eisenbahnstation, um den Zug nach Deutschland noch am selbigen Tage zu benutzen. Der Fürst hatte sie nicht mehr empfangen, als sie Abschied von ihm nehmen wollte; der Prinz, ihr Gemahl, durfte sie auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters nicht begleiten, „damit," so

hatte er ihr sagen lassen, „sie keinen Zweifel darüber hege, daß sie in Ungnaden davon gehe und darnach die Gnade, zurückkehren zu dürfen, einzig bei Seiner Hoheit, dem regierenden Fürsten von Mentone, stehe.“

Victoria athmete auf, als sie den Schloßhof hinter sich hatte. Sie war frei; sie fühlte die Ketten abfallen, an denen sie so schwer bisher getragen.

Als der Wagen in einiger Entfernung vom Schlosse war, gebot Jemand dem Kutscher plötzlich Halt. Victoria erbleichte vor Zorn, denn sie erkannte die Stimme Georgette's.

In der That ließ sich jetzt auch die Französin dicht am Schlag des Wagens sehen. Sie saß auf dem Pferde, welches einst Victoria gehört, und keck ihre Gerte in der Luft schwenkend, rief sie mit höhnischer Stimme und mit boshaften Blicken sich an der schweigenden Entrüstung des jungen Weibes weidend:

„Adieu, Hoheit! Vergessen Sie nicht, daß Sie es mir danken, diese Reise machen zu können. Ungefähr haben wir gegen vor vier Monaten die Rollen getauscht, nicht wahr? Entsinnen Sie sich noch unserer Begegnung in der Schloßruine zu Baden-Baden? O, wie viel schöner ist es hier als dort! Glückliche Reise und meine Grüße an die Frau Mutter!“

Damit sprengte sie, laut auflachend, davon.

Die Prinzeß, so froh noch eben, fühlte ihr Herz sich zusammenziehen. Auch diese letzte Stunde in dem Staate, dessen Erbprinzessin sie war, mußte ihr von einer Abenteuerin vergällt werden.

VII.

Prinzeß Victoria.

In der Villa Clydesdale fand Prinzeß Victoria die ersehnte Ruhe ihres Gemüthes wieder. Eine liebende Mutter umgab sie wieder mit ihrer Sorgfalt; denn die Herzogin fühlte nach ihren eigenen Erfahrungen in der Ehe die Leiden nach, welche ihre Tochter erduldet hatte. Die Aehnlichkeit, welche beide Frauen, Mutter und Tochter, in ihren Geschicken erkannten, rückte sie in ihrem Vertrauen zu einander näher und nahm die Schranke hinweg, welche der Unterschied der Jahre zwischen sie gelegt.

Die Herzogin Amalie war freilich durch die telegraphische Depesche, die ihr Victoria noch aus Mentone gesandt, äußerst überrascht worden; aber es war ihr eine freudige Ueberraschung gewesen, ihr einziges Kind so bald wiedersehen zu können und es auf längere Zeit in ihrem Hause zu haben. Augenblicklich war sie vom Hofe in der Residenz, wo sie kurz zuvor ihren gewohnten Winteraufenthalt genommen, nach Baden-Baden zurückgekehrt, um dort ihre Tochter zu empfangen. Die Thränen und der Anblick Victoria's sagten ihr mehr als deren Worte, daß sie es hier mit einem tief verwundeten Frauenherzen zu thun habe, dessen Heilung nur Zeit und Ruhe vermochten. Was sie aus dem Munde Victoria's dann erfuhr, belehrte sie, daß die Ehe mit Honoratus ein Mißgriff gewesen, der auch schwerlich werde wieder gut zu machen sein. Victoria freilich äußerte nicht eine Silbe, welche darauf schließen ließ, daß sie die jetzige Trennung für

das Vorspiel einer Auflösung des so wenig glücklichen Verhältnisses erachte; aber die Mutter blickte tiefer und ihre Liebe dachte souverainer. Weder hoffte sie auf Beseitigung der Gründe, welche den Zwiespalt auch zwischen Mann und Frau hervorgebracht, noch wollte ihr Stolz zulassen, daß ihre Tochter noch einmal die Sclavin eines Geschickes werde, dem sie sich eben entzogen. Unter dem mütterlichen Schutz, unter welchem sich das unglückliche Weib jetzt wieder befand, sollte es sich erholen und der Zukunft wieder vertrauen lernen.

Sehr eingezogen lebte man auf der Villa Clydesdale, wie es die Umstände schicklicher Weise geboten. Victoria vor Allem verließ nicht mit einem Schritt die herrliche Besitzung, die auch während des Winters ihre Reize hatte. Langsam genas sie und glättete sich ihr Gemüth wieder. Die Wangen blühten auf, das Auge erhielt seinen Glanz zurück; aber weder lag in demselben der frühere Zauber einer geheimnißvollen Schwärmerei, noch über dem zarten Antlitz jener Schmelz der Jugend, den eine erste Sorge wie Gift unwiederbringlich zu zerstören pflegt. An Stelle dieses Schwärmerischen war ein Schatten, an Stelle dieses Schmelzes ein herber Zug um den Mund getreten. Und wie rührend erscheint nicht ein Weib von achtzehn Jahren, in dessen Blüthenkranz der Jugend die Thränen hangen?

Victoria hatte bald nach ihrer Ankunft an ihren Gemahl geschrieben, ohne Heuchelei gegen sich selbst, ohne ihm noch länger zu verhehlen, was er längst empfunden haben mußte, daß sie seine Stellung am Hofe wie zu seiner Gemahlin so unwürdig finde, wie sie die ihrige. Sie ließ durchblicken,

daß die einzige Hoffnung auf die Zukunft darin bestehe, daß alle die Bedingungen beseitigt seien, welche diese Stellung bewirkt hätten. Im Grunde wußte sie nicht, wie dies möglich werden sollte, da Honoratus sein ganzes Wesen hätte wandeln müssen, um ihre verlorene Achtung wiederzugewinnen; aber sie schrieb es, um ihn selbst zum Nachdenken darüber anzuregen.

Wochen vergingen, und es kam keine Antwort. Von Neuem schrieb Victoria, kühler, gemessener, kürzer, gleichsam nur geschäftsmäßig über ihren Zustand berichtend, wie sie es noch als ihre Pflicht ansah. Auch darüber verflossen Wochen, ohne daß eine Rückäußerung erfolgte.

Die Beunruhigung der Prinzessin darüber ließ sich erklären; denn was sollte dies Schweigen anders bedeuten können, als daß ihr Gemahl auch nicht einmal die Freiheit habe, ihr zu antworten? Honoratus würde geschrieben haben, dessen war sie sicher; wenn es nun nicht geschah, so mußte er davon durch jenen höheren Einfluß abgehalten worden sein, dem er in seiner Feigheit sich nicht zu entziehen vermochte. Der Fürst, Georgette, gängelten ihn also auch in dieser Beziehung, bevormundeten bis zu diesem Punkt das Ehepaar. Es konnte eine solche, so nahe liegende Ueberzeugung Victoria's Achtung vor ihrem Manne zwar nur noch verringern; doch die Ungewißheit, in welche nunmehr die ganze Lage gerieth, rief Zweifel und Gedanken auf, welche wohl das Herz einer jungen Frau quälen konnten.

Auch die Herzogin theilte diese Unruhe; denn ihr rückte die Sorge um die Zukunft ihrer Tochter näher. Sollte dieselbe in einer solchen kränkenden und niederdrückenden Ab-

hängigkeit von Menschen bleiben, welche zu keinem versöhnlichen Schritte sich geneigt zeigten? Sollte sie Frau bleiben, ohne einen Mann zu haben? Sollte sie Mutter werden, ohne des Besitzes ihres Kindes sicher zu sein? Was ihre Tochter nur mit Gram erfüllte, war ihr der Gegenstand von Mißtrauen; denn mit der Geburt des Kindes sah sie Victoria nur in größerer Abhängigkeit vom Hofe zu Mentone.

Der Frühling kam in's Land, und die ganze Natur schmückte sich wie eine Braut zur Hochzeit. Die Knospen schwellten an Busch und Baum dem Augenblick entgegen, da sie Blätter und Blüthen im Glanz der Sonne gebären würden. Die Vögel sangen in den Zweigen; die ersten Wohlgerüche der Frühjahrsblumen zogen durch die Luft; die ersten Gäste für die warme Saison kamen in die Villen von Baden-Baden.

In der Villa Clydesdale blieb es still und traurig.

„Ach," klagte Victoria wohl öfter, wenn sie jetzt auf der Terrasse vor dem Hause saß und in das frische Grün der Berge blickte, „wie anders ist es doch geworden, als wir vor wenigen Monaten noch geträumt! Weißt Du noch, Mutter, wie Honoratus damals war und sprach?"

„Mein armes Kind!" entgegnete die Herzogin. „Du bist, wie auch ich, grausam enttäuscht worden!"

„O ja, zu grausam! Wer konnte es befürchten?"

„Mir selbst ist es ein Räthsel mit diesem Mann," sagte die Mutter sinnend. „So sicher, so selbstbewußt, so ungebunden nach allen Richtungen hin, und ein so unselbstständiger, wie ein Kind behandelter Mensch zu Hause! Ist es Furcht, ist es Schwäche, ist es Verstellung, die es erklärt?"

„Honoratus," erwiderte die Prinzessin seufzend, „ist keine schlechte, auch keine schlaue Natur. In der Abhängigkeit von seinem Vater erzogen, wagt er nichts gegen dessen Willen. Jedes Eindrucks leicht fähig, läßt er sich von Jedem beherrschen. Wenn er frei ist, wie er hier war, so ist er gut und natürlich."

„Sein Leichtsinn bekümmerte mich damals etwas — aber wie irrte ich!" rief die Herzogin. „Es war die Wildheit eines bisher gebändigten, hier fessellos sich fühlenden Elements! Welch' eine Erziehung! Halb tyrannisch, halb kindisch! Wahrlich, es ist dabei überraschend, wie liebenswürdig sich der Prinz zeigen konnte."

„Wie verabredeten wir noch, daß ich alle Sommer Dich besuchen sollte, und auch er wollte dann hierherkommen!"

„Ja, mein Kind, so stehen Ideen und Wirklichkeit so oft im Leben der Menschen in Widerspruch! Nun bist Du hier, und es wird Sommer; aber Dein Mann würdigt Dich keiner Antwort, und er ist noch viel weniger im Stande, hierher zu kommen!"

Sie küßte mit einer Thräne im Auge ihrer Tochter Stirn und setzte dabei voller Rührung hinzu:

„So ist Dein erster Besuch bei mir! Wie eine Vertriebene, wie eine Flüchtige bist Du hier, und es sind noch die ersten Monate Deiner Ehe! Das ist ein anderes Wiedersehen, als wir uns ausgemalt! Und was wird noch aus diesem Mißverhältniß werden?"

„Wenn ich mit Honoratus allein leben werde — wenn der Fürst nicht in unserem Hause, nicht in unserer Nähe ist,

dann kann es wohl noch besser werden," antwortete Victoria, aber ohne Zuversicht und ohne Freudigkeit.

Die Mutter schüttelte ihr Haupt.

„Das ist so gut wie keine Hoffnung," sagte sie. „Der Fürst müßte sterben, — aber wie lange kann ein solches Ereigniß noch auf sich warten lassen? Bei Lebzeiten, so glaube ich, ist kaum von ihm eine solche Verleugnung seines Charakters zu erwarten. Willst Du in dieser Pein verschrobener und unerträglicher Verhältnisse Deine ganze Jugend vertrauern?"

„In dies Haus kehre ich nicht zurück!" rief die Prinzessin lebhaft und bestimmt. „So lange der Fürst dort wohnt, niemals!"

„Nein, nein!" versicherte sie die Herzogin. „Das dulde ich auch nicht; davon kann keine Rede sein. Aber die Folge wird sein, mein Kind, daß Du eine geschiedene Frau sein wirst, welche gleichwohl an die Fessel einer unglücklichen Ehe geschmiedet ist. Ein schmerzliches Loos!"

„Ich werde es ertragen," entgegnete die Tochter. „Vielleicht, daß doch Honoratus sich erinnert, was er als Mann sich und mir schuldig ist. Ich gebe noch nicht Alles verloren; ich hoffe noch, daß mit dem Dasein eines Kindes, dessen Vater er ist, sich ein Ausgleich dieser Zwiespälte finden wird."

Die Herzogin machte eine ungläubige Miene, aber sie schwieg.

Auch der Frühling war vorüber und der Sommer gekommen, ohne daß aus Mentone nur das geringste Zeichen gegeben worden wäre. Schon hatte sich Baden-Baden mit vielen Hunderten von Fremden aller Nationen gefüllt und

eine besonders glänzende Saison schien zu erwarten zu sein. Die Franzosen vor Allen gaben in Bezug auf Luxus und Lebensgenuß den Ton an. In strahlenden Toiletten sah man die Damen Abends auf der Promenade; das Gold blinkte massenhaft auf den grünen Tischen in den Spielzimmern; zahllose Geschichten von allerhand Abenteurern und vornehmen Russen, blasirten Engländern, tollen Pariserinnen und indischen Nabobs wurden erzählt. Die Diener der Säle und Promenade machten vorzügliche Geschäfte, und Jean brauchte nicht mehr dem jungen Christoph Unterweisung darin zu ertheilen. Christoph hatte Erfahrungen gemacht, und seine im vorigen Sommer noch probeweise Anstellung war wegen der bewiesenen Tüchtigkeit mit dem Beginn der neuen Saison in eine bestimmte verwandelt worden.

In Villa Clydesdale gab man zwar nicht, wie sonst, Gesellschaften, aber es war doch nicht zu vermeiden, daß Besuche empfangen werden mußten. Nur Victoria hielt sich in der früheren Zurückgezogenheit, und ein Theil des Gartens wurde selbst den Verwandten des Hauses unzugänglich gehalten. Das junge Weib hatte sich in den letzten Wochen leidender gezeigt, und wenn davon viel auf Rechnung der natürlichen Aufregung zu setzen war, welche ihr Zustand mit sich brachte, so flößten die Gedrücktheit ihres Gemüths und die wachsende Schwäche ihres Körpers der Mutter doch gerechte und große Besorgnisse ein.

Auf besondern Wunsch der Prinzessin war ein Courier nach Mentone abgeschickt worden, um ihrem Gemahl einen dritten Brief derselben zuzustellen, welcher nur in aller Kürze

die Anzeige enthielt, wann das dem fürstlichen Hause so nahe angehende Ereigniß der Geburt eines neuen Mitgliedes zu erwarten sei. Der Courier war wiedergekommen, abermals ohne eine Antwort mitzubringen. Er berichtete freilich, daß er seiner Vorschrift gemäß es möglich gemacht hatte, den Brief persönlich in die Hände des Prinzen zu geben; aber derselbe habe ihn gleich nach Einsicht desselben mit den gleichgiltig gesprochenen Worten weggeschickt: Es sei gut. Im Uebrigen konnte er bestätigen, daß der Fürst noch immer Georgette zur Favoritin habe, daß diese ihn mehr als je und damit den gesammten Hof beherrsche, und die Vermählung mit ihr als nahe bevorstehend gelte.

In Folge dieses Berichts verschlimmerte sich der Zustand der Prinzessin nur noch mehr. Nicht der Mangel an Liebe, den dieser mündliche Bescheid ihres Gemahls an sie verrieth, kränkte sie, denn sie täuschte sich nicht darüber, daß auch ihre Neigung für ihn seit der Entfernung noch mehr erkaltet war — aber es reizte von Neuem all' ihre empfindlich gewordenen Gefühle, daß Honoratus so vollständig den Einflüssen seines Vaters und der ihn beherrschenden Georgette erlegen sei; daß er gemüthslos von diesen feindseligen Mächten sich das Glück seiner Ehe habe vernichten, sich selbst die Rücksichtnahme auf sein erstes zu erwartendes Kind habe verbieten lassen. Die letzte Hoffnung des Weibes auf das Herz ihres Mannes, auf sein Ehrgefühl, sank zusammen; die letzte Saite in der Lyra ihrer Seele sprang entzwei. Ohne Rückwirkung konnte es nicht geschehen: sie erkrankte so schwer, daß jetzt ernstliche Befürchtungen Platz griffen, und die Mutter, sowie die Aerzte, nur mit Angst den Tag

erwarteten, welcher mit der Entscheidung über das Leben des Kindes auch die für das ihrige barg.

Nicht ohne Befremden erfuhr die Herzogin währenddeß die Ankunft zweier italienischer Beamten aus Mentone. Ihre Ahnung betrog sie nicht. Sie stellten sich ihr selbst mit einer Vollmacht des Fürsten Tancred vor, Zeugen bei der Geburt zu sein. Dies Verfahren, die Herzogin wußte es wohl, war nach staatspolitischen Vorschriften nur correkt zu nennen; wie es aber hier in Scene gesetzt wurde, bewies es die Rücksichtslosigkeit des Fürsten. Um der Rechte des Kindes willen konnte den Beamten kein Widerspruch entgegengesetzt werden, und indem man Victoria schonungsvoll diesen Umstand zur Zeit vollständig verschwieg, wurde es die Sorge der Aerzte, ihr gegenüber das Geheimniß dieser Zeugenschaft aufrecht zu erhalten.

Dank vielleicht nur all' dieser Vorsicht und einer sich aufopfernden Muttersorge — das verhängnißvolle Ereigniß ging glücklich vorüber.

Ein Sohn erblickte das Licht der Welt, und sein erster Aufschlag der Augen traf die Gesichter der beiden Beamten, welche nun das Dasein eines Erben der mentoneschen Dynastie beurkunden konnten. Ihre Aufgabe war damit erfüllt, und sie reisten zu ihrem Gebieter zurück.

Langsam genas Victoria. Wie nach langer Nacht erstand sie zu neuem Leben und Hoffen. Ein lieblicher Zug erschien in ihrem Antlitz, welches sich dadurch verschönt zu haben schien; ein sanftes Feuer leuchtete aus ihren Augen, welche dadurch einen neuen Reiz erhielten. Die frühere Zierlichkeit ihrer Körperformen machte im Verhältniß ihres Aufblühens

einer weichen und anmuthigen Ueppigkeit Platz, und die Bewegungen erfolgten in einem ruhigen Rythmus. Wie mit einem Abendroth nahm die Mädchenhaftigkeit Abschied von ihr, indem sie eine feine Röthe auf ihre Wangen schrieb, und in hellem Glanz leuchtete dabei schon das Selbstgefühl der vollendeten Frau von ihrer edlen Stirn. — Es war der Stolz und das Glück des Muttergefühls, welche siegreich auch diese Weiblichkeit wie zu neuer Auferstehung verhalfen. Ueber Alles, was sie in kurzer Jahresfrist verloren, tröstete sich diese Mutter jetzt in dem Anblick ihres Kindes; Alles, was an Hoffnung neue Knospen trieb, las sie in den unschuldsvollen Augen ihres Sohnes. Für Alles bildete er Ersatz, und in ihm sah sie den Zweck und Werth ihres Lebens. Im Reichthum der Mutterliebe versanken Gram und Leid der verbitterten Gattin!

VIII.

Die Unterhandlung.

Mehr als ein Jahr war seit der Geburt des Prinzen verflossen, welcher in der Taufe die Namen Honoratus Karl Ludwig erhalten hatte, den einen nach seinem Vater, den anderen nach dem verstorbenen Fürsten von Mentone, den dritten nach dem Fürsten Ludwig von Hohenthal, einem Onkel der Prinzeß Victoria und Pathen ihres Kindes.

Unter den alten, reichsunmittelbaren Familien konnte die des Fürsten von Hohenthal sich rühmen, eine der angesehensten geblieben zu sein. Ihre Verwandtschaften verzweigten

sich bis in die mächtigsten Dynastien; eine Tochter war erst vor Kurzem die Gemahlin eines regierenden Herzogs geworden; der alte Fürst selbst, auf der Höhe des Lebens, galt wegen seiner feinen Bildung und der Trefflichkeit seines Charakters sehr viel an den ihm befreundeten Höfen Deutschlands, obwohl er liebte, fern von ihnen auf seinem oberschwäbischen Schlosse der Wissenschaft, den Künsten nnd einer glücklichen Familie zu leben. Ohne einen anderen Ehrgeiz, als sich nach Art der alten Griechen das Leben durch geistige Genüsse zu verschönen und in dem Adel der Seele das wahre Menschenthum zu pflegen, wußte er doch auch den Pflichten mit Ritterlichkeit zu entsprechen, die ihm sein Rang und sowohl die gesellschaftliche wie öffentliche Stellung auferlegten. Als gleich nach der Geburt des Prinzen Ludwig von Mentone, gerade während der bescheidenen Tauffeierlichkeit im engen Familienkreise der Villa Clydesdale, der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland erfolgte, war er von Baden-Baden nach dem Feldlager des Königs von Preußen abgegangen und hatte in ehrenvoller Betheiligung den Krieg mitgemacht, indeß sein Sohn als Anführer eines Cavallerie-Regiments sich in den bedeutendsten Schlachten auszeichnete. Als ein freisinniger, deutscher Patriot hatte der Fürst die großartigen Erfolge bejubelt, welche die deutsche Macht im Wetter der Schlachten und im Glanz der Siege so hoch erhoben, und als endlich 'wieder der Frieden die erregten Geister beschwichtigte und übersehen ließ, was für gewaltige Ereignisse sich abgespielt hatten, da kehrte er nach seinem Lieblingssitz in Schwaben zurück, glücklich, diese neue Größe Deutschlands

noch erlebt, an ihrem Werden auch mit Antheil gehabt zu haben.

Nun, nach einem kurzen Aufenthalt in Baden-Baden und bei seiner Cousine, der Herzogin Amalie von Clydesdale, war er auf Schloß Hohenthal zurückgekehrt. Seine Generals-Uniform mit der Menge strahlender Orden war wieder in den Schrank gewandert, und in das Knopfloch des schwarzen Tuchrocks, den er gewöhnlich trug, war von all' diesen Auszeichnungen nur das Bändchen des eisernen Kreuzes übergegangen.

Der Fürst genoß auf der Veranda den schönen Spätsommervormittag, indem er in einem Stoß aufgesammelter Zeitschriften blätterte. Dann ließ er seinen sanften Blick zuweilen über den schönen Garten schweifen, der sich ihm zu Füßen ausbreitete, oder in den anstoßenden Saal, der in Wahrheit eine Kunsthalle genannt werden konnte. Sie umschloß einen großen Theil der Schätze, die der erlauchte Besitzer in einer langen Reihe von Jahren mit Liebe und Verständniß gesammelt hatte. Da standen Waffen und Rüstungen aller Art, und an den Wänden prangten werthvolle Gemälde alter, deutscher Meister. Hier fesselten kostbare Schnitzwerke den Blick, dort plastische Kunstwerke in vorzüglicher Nachahmung oder mit den ehrwürdigen Spuren des Alterthums. In mächtigen Schränken ganze Sammlungen von Vasen und Kannen, von bronzenen und ehernen, antiken Gefäßen; auf den langen, dunklen Eichentischen eine Fülle kostbarer Seltenheiten aller Art. Inmitten dieser Schätze hielt sich der Fürst am liebsten auf.

Ein alter Kammerdiener kam jetzt durch den Saal ge-

schritten, und bei dem Fürsten auf der Veranda angelangt, meldete er ihm, daß der Prinz von Mentone angelangt sei.

Mit einem ruhigen Neigen des grauen Hauptes gab der Fürst zu verstehen, daß er zum Empfang seines Besuches bereit sei. Die Miene seines Gesichts drückte dabei aus, daß er diese Anmeldung erwartet habe.

Eine Minute später' stand der junge Prinz Honoratus im Saale und wurde hier durch den Fürsten bewillkommt, der ihm entgegen gegangen war. Honoratus konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verleugnen; er sah ernst aus, wie Jemand, der eine wichtige Angelegenheit vorhabe; doch blickte er dabei mit einiger Unruhe und Befangenheit auf den würdigen und so natürlich sich bewegenden Herrn.

„Kommen Sie auf die Veranda, wenn ich bitten darf," lud ihn der Fürst mit einer Handbewegung ein, indem er voranschritt. „Ich denke, wir werden dort am besten unser Gespräch zu einem hoffentlich befriedigenden Austrag führen können."

Als auch der Prinz dort auf einem der Rohrstühle Platz genommen, nahm Fürst Ludwig wieder das Wort:

„Zunächst danke ich Ihnen, Hoheit, daß Sie meiner Einladung, die ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Vater an Sie gelangen ließ, nun auch durch Ihren Besuch entsprochen haben."

„Mein Vater schrieb Ihnen, Hoheit, deshalb, und ich folgte nur seinem Befehl, als ich mich direct von Mentone hierher begab."

Der alte Herr richtete nach diesen, sehr förmlich gesprochenen Worten des jungen Mannes einen prüfenden Blick

auf diesen und erwiderte dann mit einem Ausdruck väterlicher Güte:

„Hatten Sie wirklich nicht selbst ein Verlangen, Prinz? Ist es wirklich der Fall, daß Sie aus eigenem Willen nicht sich erinnerten, Sie seien der Gemahl der Prinzeß Victoria und der Vater ihres Sohnes?“

„Hoheit!“ stammelte Honoratus, verwirrt über eine so directe Anrufung seiner Gefühle.

„Sprechen wir offen miteinander. Wozu sollen wir uns auf diplomatische Verhüllungen legen? Bei allem Ernst dieser Angelegenheit können wir sie ja in freundlicher Weise behandeln, und ich bemühe mich besonders darum. Vielleicht gestatten Sie mir die Bitte, daß Sie mich zunächst Ihre eigenen Empfindungen und Meinungen erkennen lassen und nicht nur die Vorschriften und Beschlüsse Ihres Herrn Vaters.“

„Ich weiß nicht, Hoheit,“ antwortete der Prinz ausweichend darauf, „ob dieser Weg uns besser zum Ziel führen wird.“

„Warum nicht? Die Frage, um die es sich handelt, ist eine zwiefache. Einmal eine solche zwischen Frau und Mann, dann eine zwischen der Familie Clydesdale und derjenigen von Mentone. Halten Sie es nicht für unzart meinerseits, so lassen Sie uns zunächst den ersten Theil besonders behandeln. Sie werden mir zutrauen, daß ich nur der dringenden Veranlassung und einem natürlichen Schutzrecht gegen meine Cousine und gegen meine Nichte nachkam, als ich auf Beider Bitten diese Mission übernahm. Ich bin überzeugt, und Ihre Anwesenheit bürgt mir ja fast dafür, daß Sie mir

in meinem Versuch eines Ausgleichs dieses unglücklichen Zwiespalts entgegen kommen wollen."

Der Prinz zuckte leicht mit den Achseln.

„Ich kann Ew. Hoheit nur wenig Hoffnung darauf eröffnen—"

„So kommen Sie also mit schon unverrückbar bestimmten Beschlüssen?" warf der Fürst vorwurfsvoll ein.

„Ich für meine Person wohl nicht," sagte jetzt Honoratus mittheilsamer und mit größerem Vertrauen. „Ginge es nach meinen Wünschen und Neigungen, Hoheit, so würde ich gern mit meiner Gemahlin wieder zusammenkommen, und ich glaube wohl, daß wir ein glückliches Leben mit einander führen könnten."

„Das meine ich auch," sagte der Fürst mit aufmunternder Freundlichkeit.

„Und dennoch geht es nicht."

„Warum nicht? Warum in dieser Bestimmtheit es verneinen?"

„Ich bin nicht Herr der Verhältnisse, Hoheit. Ich kann der Prinzessin, meiner Gemahlin, nichts Anderes bieten, als was sie hatte und ihr so unerträglich erschien. Meine Vernunft sagt mir, daß eine Wiederholung dieser Umstände nur denselben Verlauf nehmen würde."

„In wiefern, Hoheit?" fragte der Fürst.

„Als die Prinzessin sich nicht in den Willen meines Vaters fügen wird, und ich um keinen Preis, sowohl meiner Gemahlin wegen, als um meines Vaters, ja um meiner eigenen Ruhe willen, die Gelegenheit zu so heftigen Auftritten, wie sie stattgefunden, bieten möchte."

Eine Weile schwieg der edle Unterhändler auf diese Worte

des Prinzen, wie um den Punkt zu suchen, wo er seine Kunst anwenden könnte; dann schüttelte er mißbilligend sein Haupt und sagte:

„Mein lieber Prinz, nehmen Sie mir nicht übel, aber das ist eine seltsame Sprache von einem Ehemann, der, wie ich doch vermuthen darf, den guten Willen hat, mit seiner Frau in friedlichen Verhältnissen zu leben. Eine Frage:"

Er hielt inne, und der Prinz sah ihn gespannt an.

„Lieben Sie Prinzeß Victoria? Lieben Sie sie noch?"

Honoratus, betroffen über diese Worte, zögerte mit der Antwort.

„Nur gerad' heraus, mein Freund," drang der Fürst weiter in ihn. „Als ich auf besonderen Wunsch meiner Nichte diese immerhin mißliche Rolle eines Unterhändlers annahm, mußte auch sie mir beichten, und als ich Ihnen und Ihrem Herrn Vater schrieb, daß ich bereit sei, in dieser Angelegenheit eine beiden Theilen ersprießliche Regelung anzubahnen, bat ich, mir mit aller Offenheit entgegen zu kommen. Dies war eine Art von Bedingung, die Ihr Herr Vater förmlich in seinem Antwortschreiben annahm, in welchem er mir meldete, daß er Sie hierher nach Hohenthal schicken werde. Jene Frage darf Sie also nicht verwundern. Es ist sehr wichtig, zu wissen, ob Sie noch Liebe zu ihrer Gemahlin hegen, da diese Ehe ja beiderseits, so viel ich weiß, als ein Bund der Herzen eingegangen worden."

„Nun," entgegnete der Prinz darauf, „die Prinzessin liebt mich nicht mehr; sie mißachtet mich, ich weiß es."

„Und Sie, mein Prinz, und Sie?"

„Ich? Ich empfinde die Kränkung darüber wohl, und dies

bittere Gefühl hat allerdings meine frühere Neigung zu ihr vergällt.“

„Gut,“ sagte der Fürst. „Nehmen wir an, daß in dieser Hinsicht die Parthie etwa gleich stehe. Die Stürme haben die jungen Blüthen etwas mitgenommen, die schlechte Witterung der Frucht geschadet. Doch eine Zeitlang Sonnenschein, und es treiben neue Keime zu Blüthen, da der Stamm, so scheint mir, noch nicht gelitten hat. Die Prinzessin wünscht für ihre Person eine Wiedervereinigung mit Ihnen; Sie selbst sind einer solchen, so gestanden sie mir ein, durchaus nicht abgeneigt. Warum sollte also dieser beste aller Vergleiche nicht möglich sein und die Liebe bei so jungen Leuten nicht wieder ausschlagen?“

„Gewiß,“ entgegnete Honoratus gedrückt, „wenn ich bestimmen könnte —“

„Allerdings, davon hängt Alles ab,“ betonte der Fürst.

„Aber mein Vater ist unbeugsam.“

„Ich bleibe zunächst bei Ihnen stehen, mein Prinz; denn meine Nichte hat Sie und nicht Ihren Vater geheirathet.“

„Ich kann nichts gegen meines Vaters Willen thun,“ rief Honoratus lebhafter. „Ich habe dazu keine Macht und, ich gestehe es, auch keinen Muth, ihm zu trotzen. Es ist der große Fehler meiner Gemahlin gewesen, dies nicht einzusehen. Durch Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche und Anordnungen hätte sie mehr Freiheit gewonnen; durch Widerstreben und Trotz hat sie seinen Zorn erregt. Ich weiß keinen Ausgleich anders, als daß meine Gemahlin diesen Umständen Rechnung trage.“

„Und dies wäre also wohl als die Bedingung anzusehen,

welche Ihr Herr Vater für eine Wiedervereinigung und Rückkehr der Prinzessin nach Mentone gestellt hat?"

„Ja, Hoheit."

„Und Sie sind damit durchaus einverstanden?"

„Ja, Hoheit."

Wieder schwieg der Fürst eine Weile. Er stand auf, ging einigemal auf der Veranda hin und her und setzte sich dann wieder.

„Da wird es denn doch schwer sein, zu einer Verständigung zu kommen, wie wir sie Alle wünschten," erwiderte er endlich mit ernsteren Mienen und in strengerem Tone. „Seitens meiner Nichte wird genau das Gegentheil zur Bedingung gemacht."

„Ich fürchtete es, und mein Vater behauptete es," seufzte der Prinz.

„Ich muß auch gestehen, daß ich und die Familie der Prinzessin uns rückhaltlos den Gründen derselben anschließen. Meine Nichte hat Erniedrigungen erfahren, vor denen sie geschützt sein will und sein muß. Ich will nicht des Näheren darauf zurückkommen, mein Prinz, da Sie am besten die bezüglichen Umstände kennen. So halte ich denn ihr Begehr für berechtigt, daß Ihr Herr Vater sich verpflichte, mit Ausnahme der ihm als Staatsoberhaupt gebührenden Rücksichten in gesellschaftlicher Hinsicht der Prinzessin keine Verpflichtungen und überhaupt keine ihren Rang und ihre Frauenwürde kränkenden Anordnungen aufzuerlegen."

„Das läßt mein Vater niemals sich abfordern!" sagte der Prinz bestimmt, „und im Gegentheil bin ich in seinem Namen beauftragt, auf's Bestimmteste zu erklären, daß er

die Prinzessin nur für den Fall in Gnaden wieder an seinem Hofe aufnehmen wolle, wenn sie sich unweigerlich in seine Anordnungen, mit gebührendem Respect und in willigem Sinne füge."

„Sonst?" setzte der Fürst hinzu, als wolle er den ihm noch fehlenden Nachsatz hervorrufen.

„Sonst," ging der Prinz darauf mit gesenkter Stimme ein, und ein Schatten von Unmuth flog über seine Stirn, „darf ich nicht in die Rückkehr der Prinzessin nach Mentone einwilligen, selbst wenn ich sie wünschte."

„So fühlen Sie sich auch nicht berufen, nicht aufgelegt, als der mitleidende Ehemann diesem dictatorischen Befehl Ihres Vaters Widerspruch entgegen zu setzen?"

„Nein, Hoheit. Ich beklage diesen schroffen Gegensatz, doch er ist, wie Sie selbst einsehen werden, nicht zu beheben. Meine Frau muß sich in diese Trennung von mir finden, wie ich mich darin finden mußte."

„Ei, Prinz," rief der Fürst vorwurfsvoll, „Sie scheinen sich ohne großen Kampf und Schmerz in diese — wie Sie behaupten — unerbittliche Nothwendigkeit gefunden zu haben; denn sie haben darüber kein Zeichen des Bedauerns gegeben, Sie haben auf die Briefe Ihrer Gemahlin kein Wort erwidert, Sie haben überhaupt seit nunmehr anderthalb Jahren keine Zeile an sie gerichtet, sich weder um sie noch um das Kind bekümmert, welches doch auch das Ihrige ist."

Honoratus senkte sein Haupt wie ein Schuldiger.

„Es geschah dies," sagte er leise, „auf Befehl meines Vaters."

„Aber dieser Befehl ist grausam! Sie sind doch durch

höhere Verpflichtungen als kindlichen Gehorsam an Ihre Frau gebunden, und diese Frau kann ihre Rechte von Ihnen verlangen."

„Mein Vater glaubt über Allem sein Recht stehend, als Oberhaupt der Familie der Richter derselben zu sein. Er will Prinzeß Victoria durch seine Ungnade bestraft sehen, und sagen Sie selbst, Hoheit, was soll ich dagegen thun, wie vermöchte ich mit Erfolg den Willen meines Vaters unwirksam zu machen?"

„Mir steht es nicht zu, junger Mann, Ihnen in dieser Frage zwischen Sohn und Vater Rathschläge zu ertheilen," erwiderte der Onkel der Prinzessin darauf, und sein Ton war herber als vorher, seine Stirn verrieth durch ihre Falten den Mißmuth über diese eigenthümlich selbstgefällige Unmännlichkeit des Italieners. „Aber am Ende wird diese Angelegenheit zum Scandal und muß dazu führen, daß meine Nichte die Einmischung sowohl der Höfe wie der Gerichte anruft, um über die Rechtmäßigkeit ihrer Stellung zu entscheiden."

„Ich überlasse es ihr, was sie zu thun gedenkt," sagte der Prinz darauf. „Ich zweifle nur, daß sie Nutzen davon haben wird."

„Und wenn sie auf Scheidung antrüge?" fragte der Fürst gespannt. „Würden Sie unter solchen Umständen Widerspruch dagegen erheben?"

„So weit ich die Gesinnung meines Vaters kenne, würde er nicht darin willigen, und deshalb ich es ebenso wenig, selbst wenn nicht meine Empfindungen sich dagegen sträubten."

„Räthselhafter, junger Mann!" sagte der Fürst, sinnend

ihn während dieser Worte betrachtend. „In Ihrer Schwäche wollen Sie sich stark, in Ihrer natürlichen Gutmüthigkeit sich grausam zeigen. Sie möchten der Mann Ihrer Frau sein und lassen sich doch geduldig gefallen, daß man Ihnen Ihre Gemahlin nimmt, nachdem man sie auf's Aeußerste gekränkt hat. Sie möchten dann wieder die Trennung als etwas Unvermeidliches ertragen, aber Sie sträuben sich, in eine Scheidung zu willigen, welche doch unter diesen Umständen thatsächlich schon besteht."

Der Fürst mochte die Gefühle, die Prinz Honoratus in ihm wach gerufen, in seinen Augen nicht verhehlen können; denn dieser machte jetzt einen Anlauf, um sich in ein günstigeres Licht zu setzen.

„Hoheit," sagte er. „Sie bemitleiden mich, Sie verachten mich vielleicht, weil ich der Prinzeß Victoria nicht die gewünschte, freie Stellung gegenüber meinem Vater verschaffen kann. Es ist mir aber nicht möglich, bestimmte Ansichten und Beschlüsse meines Vaters zu mißachten, oder ich müßte gewärtig sein, von ihm verstoßen zu werden. Offen gesagt, mein Vater würde dies ohne Zögern thun und dann sein Fürstenthum verkaufen. Diese stille Neigung von ihm ist eine Ursache, daß ich sorgfältig darauf bedacht sein muß, sie nicht zur Ausführung gelangen zu lassen. Seit dem letzten, für Frankreich so unglücklichen Kriege ist diese Lust meines Vaters, sich und damit mich mediatisiren zu wollen, nur noch gestiegen. Er ist im Herzen französisch gesinnt, und seine Abneigung gegen die Deutschen ist demnach jetzt zu einem förmlichen Haß geworden, den er zunächst gegen die Prinzessin Victoria richtet, welche ihm wegen ihres

Ursprungs von mütterlicher Seite wesentlich als eine Deutsche gilt. So ist er unversöhnlicher gegen sie geworden und beklagt meine Ehe mit ihr wie einen Verrath, den er zugelassen. Hielte ich jetzt mit meiner Frau zusammen, ja correspondirte ich nur mit ihr, so würde er dadurch leicht gereizt werden können, ohne Rücksicht auf mich und mein Erbe die Abtretung seines kleinen Staates an Frankreich in's Werk zu setzen. So rechtfertigt sich mein Handeln durch wichtige Gründe."

Unmuthig, erstaunt hatte Fürst Ludwig zugehört.

„Das sind also Ihre wichtigen Gründe?" entgegnete er nicht ohne leisen Anflug von Spott. „Aus Furcht, dereinst nicht zu den Souverainen gezählt zu werden, beugen Sie Willen und Charakter des Mannes unter die Launen Ihres Vaters? Prinz, schämen Sie sich! Und überdies verkennen Sie die Bedeutung der Souverainetät des Fürsten Tancred von Mentone vollständig. Sie erlaubt ihm weder, sich derselben ohne Ihre, als des legitimen Nachfolgers Zustimmung zu entäußern, noch kann er sein Ländchen einem anderen Staate verkaufen oder sonstwie einverleiben ohne ausdrückliche Genehmigung der darüber gestellten Schutzmächte. Sehen wir also von diesen Gründen ab, sie scheinen mir nicht besonders stichhaltig zu sein, um Ihre Privatpolitik zu rechtfertigen. Doch noch ein Umstand erregt hierbei mein Interesse. Wenn der Haß Ihres Vaters gegen die deutsche Prinzeß Victoria von Clydesdale so groß ist, wie Sie behaupten, weshalb ist er dann gegen eine Scheidung?"

Der Prinz wurde unruhig.

„Hoheit," stotterte er, „ich weiß diese Gründe nicht anzugeben."

„Vielleicht," bedrängte ihn der Fürst schonungslos, „sind diese Gründe wichtiger und beruhen auf dem Heirathsvertrag?"

„Es kann sein —"

„Sie müssen ihn doch kennen?"

„Er ist von meinem Vater mit der Herzogin Amalie vereinbart worden; ich entsinne mich wenig seines Inhalts."

„Prinzeß Victoria," forschte der Fürst weiter, ohne auf die Verlegenheit des Prinzen Rücksicht zu nehmen, „ist die Erbin eines großen Vermögens, welches ihr der Herzog von Clydesdale hinterlassen hat. Darüber wird es natürlich Abmachungen in dem Heirathsvertrag geben. Vielleicht existirt darunter eine, welche auch für den Fall einer Scheidung berechnet ist?"

„Allerdings," sagte Honoratus mit Widerstreben, dem Fürsten in dieser Richtung folgen zu müssen. „Meinem Vater mögen diese Bestimmungen als wichtig erscheinen."

„Das ließe sich hören!" entgegnete der Fürst darauf mit Ruhe, „und darüber könnte man sich auch noch verständigen."

„Ich bin zu Nichts ermächtigt," beeilte sich der Prinz zu sagen.

„So wäre also diese Unterredung so gut wie fruchtlos geblieben? Keine Aussöhnung? Keine Scheidung?"

„Nein, Hoheit, ich darf Nichts entscheiden, Sie haben meinen Auftrag gehört, und ich weiß, daß die Bedingungen meines Vaters von der Prinzessin nicht angenommen werden."

„Ich fürchte auch, vielmehr ich hoffe es," antwortete der Fürst. „Sie sind in Ehren unannehmbar. Und das Kind, Ihr Sohn, Hoheit! Die Prinzessin liebt ihn mit Leidenschaft, wie um sich ob des Verlustes ihrer Liebe zu Ihnen schadlos zu halten. Aber denken Sie nicht auch an ihn?"

„Er bleibt mein Sohn," versetzte Honoratus. „In einigen Jahren werde ich ihn zu mir kommen lassen, sollten sich bis dahin die Verhältnisse nicht geändert haben. Bis dahin mag er die Liebe und Pflege seiner Mutter genießen."

„Gehört dies auch zu Ihren Aufträgen, Prinz? Es scheint," schloß der Fürst, der sich erhob und seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, „es scheint, als hätte diese letzten Worte nur Ihr Herz gesprochen. Das ist noch ein Schimmer von Hoffnung. Vielleicht, daß Sie als Vater die Energie und Selbstständigkeit finden, die Ihnen leider als Gatte fehlt. Fragen Sie Ihr Herz öfter, Prinz; hören Sie mehr auf dessen immer wahre Sprache, und es ist vielleicht früher ein Ausweg aus diesem unseligen Zwiespalt gefunden, als Sie meinen. Ich werde die leider sehr geringen Ergebnisse dieser Unterredung gewissenhaft meiner Nichte mittheilen. Sei es ihr überlassen, was sie dann weiter zu thun für gut hält. Ich habe meine Aufgabe erfüllt und danke Ihnen, Hoheit, mir die Ehre Ihres Besuches gegeben zu haben."

Würdig und artig verabschiedete der Fürst darauf seinen Besuch.

IX.

Nach Rom.

Fürst Ludwig von Hohenthal brachte selbst den Bericht über seine Unterhandlung mit dem Prinzen von Mentone nach Baden-Baden. Die Prinzessin nahm ihn gelassen auf, ihre Mutter mit sichtlicher Genugthuung.

„Nach alledem," meinte sie, als sich in natürlicher Folge eine Art Familienrath an die Mittheilungen des fürstlichen Onkels geknüpft hatte, „haben wir es mit Personen zu thun, die keine Rücksicht mehr verdienen. Brechen wir also vollständig."

Die Meinung der Herzogin war längst kein Geheimniß mehr für ihre Tochter. Sie wollte die Scheidung einer Ehe in's Werk setzen, welche sie für ein Unglück Victoria's hielt, und welche jede Verpflichtung und Gemeinschaft mit einer Familie aufhob, die sie als ihres Hauses und ihrer Tochter für unwürdig erachtete. Der Bericht ihres erlauchten Vetters bestärkte sie nur darin. Er machte unzweifelhaft, daß Fürst Tancred die Absicht hegte, die Gemahlin seines Sohnes durch seinen Bannspruch zu der Rolle einer verlassenen Frau zu verurtheilen, wenn sie sich seinen Demüthigungen nicht unterwarf, und daß der Prinz sich aus Schwäche oder Einverständniß an diesem Attentat auf die Ehre einer angesehenen Familie und eines unschuldigen Weibes betheiligte. Es hieß in diese Art Schändung und Selbstmord der Prinzessin willigen, sich eine solche Behandlung gefallen zu lassen, und da man kein Mittel sah, sie in ihr Gegentheil zu verändern, so mußte man bedacht sein, ihre Bedeutung und Wirkung zu entkräften. Die Unter-

handlung des Fürsten Ludwig, welche die Herzogin veranlaßt hatte, galt ihr als der letzte Versuch, zu einer Verständigung zu kommen. Er war mißglückt; der Fürst selbst stimmte zu, daß weitere Versuche zu keinem besseren Ausgang führen würden, und Honoratus nicht verdiene, daß um seinetwillen die junge Prinzeß Victoria ein verdorbenes Lebensschicksal geduldig ertrage.

Victoria empfand als die Leidende dasselbe. In diesem jungen Herzen war die Liebe, welche sich so früh und unter dem ersten Sonnenschein entwickelt hatte, durch die herben Erfahrungen wieder erloschen. Sie beklagte ihre Ehe als einen verhängnißvollen Irrthum. Um keinen Preis wäre sie an den Hof zurückgekehrt, wo Fürst Tancred das Regiment führte, und hätte sie mit ihrem Gemahl unter den günstigsten Umständen wieder zusammenkommen können, sie hätte nur der Pflicht, nicht ihren Neigungen gehorcht. In ihr hatte der Verlust der Achtung vor ihrem Mann auch den Verlust aller Liebe nach sich gezogen; er besaß Nichts, keine Leidenschaft, keine Größe der Empfindung, um ein Weib über seine Schwächen hinwegsehen zu lassen. Ihr Trost in all' dem Leid, welches zertrümmerte Hoffnungen lange in der Seele erhalten, bestand in ihrem Mutterglück. Ihr kleiner Sohn, der munter sich entwickelte, war ihr ein Andenken an den Traum ihrer Jugend, ehe er zerronnen. Was sie an Liebe bedürftig war, legte sie in ihn hinein, um es sich dann wieder zurückzunehmen. Um seinetwillen hätte sie die Trennung von ihrem Gemahl gleichgiltig ertragen; aber es war ihr recht, wenn diese Trennung nun auch kraft ihres Willens eine dauernde, ihr gewisses Schicksal würde. Blieb

ihr doch ihr Kind und stand doch nicht in Frage, daß ihr dasselbe bis zu der Zeit genommen werden können, da es die Liebe zur Mutter unvergänglich im Herzen behalten mußte! Es gehörte ihr noch jahrelang — was konnte sich im Lauf der Zeit nicht Alles anders gestalten?

Da Victoria wie auch der Prinz von Mentone dem katholischen Glauben anhingen, so waren die Schwierigkeiten einer Scheidung nur durch einen Dispens des Papstes zu beseitigen, welcher eine Ungiltigkeit der geschlossenen Ehe aussprach. Mit Geld und mit Hilfe der hohen Verwandten, welche die Familie auch unter dem hohen Prälatenthum hatte, war zu erreichen, was eigentlich unmöglich sein sollte, aber so oft möglich gemacht wird.

So beschloß denn die Herzogin mit ihrer Tochter, den Winter in Italien zu verleben und in Rom persönlich den Dispens des Papstes zu erwirken. Der kleine Prinz wurde unter Obhut seiner Amme mitgenommen.

Kardinal Fürst Vinzenz von Hohenthal war ein Bruder des Fürsten Ludwig und hatte seit Jahren zu den einflußreichsten Mitgliedern der Kurie wie zu den persönlichen Günstlingen des Papstes gehört. Man sprach sogar eine Zeitlang davon, daß er große Aussichten habe, falls Pius IX. sterben sollte, der Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu werden. Diese Gerüchte, wesenlos wie sie unter den Umständen auch waren, hatten freilich sich längst wieder verloren; denn die große Bewegung, welche von Rom aus mit Einsetzung des vaticanischen Concils und Proclamirung des päpstlichen Unfehlbarkeits-Dogmas innerhalb der Kirche hervorgerufen worden war, hatte das Interesse auf andere, als

solche Dinge gerichtet. Der Kardinal hatte überdies zur Opposition im Concil gehört, und wenn auch seine Gunst beim Papst wenig darunter gelitten, so zählte man ihn doch jetzt zu der Partei derjenigen, welche nicht den meisten Einfluß auf Seine Heiligkeit ausübten.

An ihn hatten die beiden Prinzessinnen einen Brief des Fürsten Ludwig mitgenommen, welcher einen genauen Bericht der mit dem Prinzen von Mentone gehabten Unterredung enthielt und außerdem auf's Angelegentlichste die Förderung ihres Gesuches empfahl.

Der Kardinal empfing die beiden Damen, die ihm so nahe verwandt waren, mit besonderer Auszeichnung. Er bewohnte eins der zahlreichen Gemächer des Vaticans, einen hohen, weiten Saal, an dem nur noch ein Schlafzimmer für ihn stieß. Denn vor aller weltlichen Herrschaft, die der Papst seit mehr als einem Jahrtausend über Rom und Mittelitalien geübt, war ihm nichts weiter geblieben, als dieser alte, weitläufige Palast des Vatican. Gleichgiltig hatte die Welt zugesehen, wie diese irdische Macht demjenigen genommen wurde, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte; fast nebensächlich hatte, indeß aller Augen auf den furchtbaren Kampf zwischen Deutschland und Frankreich gerichtet waren, sich die Einnahme Roms durch die Truppen Italiens abgespielt. Ohnmächtig blieben die Bannflüche und Blitze Pius IX. Die Welt, welche einst dem Papstthum gehört, beachtete dasselbe nicht mehr, und das Papstthum, welches abzudanken nicht gewillt war, kämpfte im Rückzug auf seine letzte, irdische Besitzung, hof-

fend, daß die Erde wieder still stehen und die Sonne sich vor dem Aberglauben der Völker wieder verhüllen werde.

Freiwillig betrachtet Pius IX. den Vatican, der ihm mit einem Viertel Roms als Residenz gelassen war, wie sein Gefängniß. Er verließ ihn nicht mehr; er wollte ihn nicht wieder verlassen, um nicht mit seinen Augen die Herrschaft Italiens und den Triumph der Geschichte zu sehen. Mit Unfehlbarkeit ausgestattet, richtete er hinter seinen alten Mauern über den Gang der Ereignisse, und trotz seiner Flüche hielt das Rad der Zeit nicht an. Ungebeugt und erfüllt von der Vorstellung, daß er als oberster Bischof der Kirche, wie sie sich Menschen ersonnen und aufgebaut, auch dem Gott am nächsten stehe, den sich die Sterblichen erdacht, sprach er zu ihnen, als sei nur er der berufene Lenker ihrer Geister. Er sah sich auf einer Wolke stehend, schwebend über der Welt, als den Gebieter an, dem Alles in Gehorsam sich fügen müsse, wolle es nicht durch ihn auch Gott beleidigen und der Hölle verfallen. Und die Menschen achteten nicht darauf; nur eine kleine Schaar sah gläubig zu ihm auf und bildete den Rest seiner wirklichen Macht über die Seelen.

Aber hatte das Papstthum auch seine weltliche Staatsherrlichkeit verloren und in der Aufstellung seiner überirdischen Unfehlbarkeit seinen geistigen Zusammenhang mit den gewöhnlichen Menschenkindern gelockert, so herrschte es doch noch in dem alten Reich der katholischen Kirche und bildete das Centrum einer Monarchie, deren Verfall erst die Folge seines eigenen Untergangs sein wird.

Noch war der Vatican, wie seit alten Zeiten, der Mit-

telpunkt dieser Verwaltung eines ungeheuren Reiches, welches sich in der Phantasie bis in unbekannte Länder und über unbekannte Völker erstreckte, für die es die Bischöfe in partibus infidelium als Statthalter gab. Was sonst in Rom behaglich sich von diesen geistlichen Verwaltungsbehörden ausgebreitet hatte, mußte jetzt im Vatican und einigen Klöstern sich dicht zusammengedrängt sehen. So waren die vielen, öden Räume von sonst mit Bureaux und Kanzleien jetzt überfüllt, und der Hofstaat des Palastes, die Mitglieder der Kurie, die Gäste des Vaticans, mußten sich auf sehr engen Raum beschränken.

Lächelnd und scheinbar wenig betrübt entschuldigte sich der Kardinal mit Erwähnung dieser äußeren Umstände wegen des Empfangs der Damen in seinem Salon, der zugleich Arbeits- und Speisezimmer bildete. Wohlwollend ließ er sich das Anliegen vortragen, die Verhältnisse sich im Einzelnen und genau erzählen. Er versprach, sich mit Eifer der Sache anzunehmen, den Papst selbst um den Dispens anzugehen und die Prinzessinnen zur Audienz bei demjenigen zu geleiten, welcher in diesem Falle seine Macht und Unfehlbarkeit durch eine giltige und rechtskräftige Wirkung darthun könne.

Drei Tage später empfing Pius IX. die beiden deutschen Prinzessinnen, Mutter und Tochter, in Anwesenheit des Kardinals Vinzenz.

Der Papst war gütig; sein Alter, seine bitteren Erfahrungen erhöhten noch die Ehrfurcht, welche er auf die beiden Damen ausübte. Sie waren überdies fromme Katholikinnen, und die ausgebrochenen, immer mehr sich schärfenden Streitfragen berührten wenig ihre religiösen Empfindungen,

die sie, wie die meisten ihrer Glaubensgenossen, nicht in Abhängigkeit von Dingen zu bringen wußten, welche sich um sehr irdische Interessen drehten. Der Papst, von ihrem Wunsche und den Ursachen desselben durch den Kardinal hinlänglich unterrichtet, gab seine Bedenken und seine Strenge gegenüber solchem Ansuchen in Erwägung; er sprach würdig als Kirchenfürst zu ihnen, er redete zum Herzen der jungen Frau, die geschieden sein wollte, aber er versprach schließlich, nach Prüfung der Umstände sich gnädig zeigen zu wollen und entließ sie mit seinem Segen.

Der Papst herrscht, aber er regiert nicht. Man sieht ihn als den Vertreter der großen katholischen Monarchie; aber hinter ihm ist unsichtbar für den Uneingeweihten die organisirte Macht, welche lenkt und leitet, auch den Papst. Wenn diese Macht auch den Unfehlbaren sprechen läßt, wie es ihm Bedürfniß ist, seine Handlungen bereitet sie ihm doch, bestimmt sie, giebt sie ihm fix und fertig nur zur Vollziehung. Sie ist es, die für ihn denkt oder die ihm ihre Gedanken willig oder widerstrebend, schnell oder langsam aufnöthigt; sie ist es, die seine Audienzen bewacht und seine Versprechungen ausführt selbst in den Angelegenheiten privater Natur, die ihm Vortrag hält und ihre Decrete von ihm unterschreiben läßt, die im Vatican und in der hohen Clerisei, die in der ganzen katholischen Hierarchie im Namen des Papstes befiehlt und darnach handeln läßt.

Diese Macht ist die Kanzlei des Jesuitenordens mit ihrem General an der Spitze. Aus dieser Leibgarde des

Papstthums ist das Prätorianerthum geworden, welches in Rom den Imperator der katholischen Kirche einsetzt, wie einst den Imperator des römischen Reichs. Aus diesen Rittern der Hierarchie, welchen Loyola das Gelübde abnahm, die Spuren der Reformation zu vertilgen und mit allen Mitteln die Universalherrschaft des Katholicismus auszudehnen, sind die Janitscharen des Vaticans geworden, welche anstatt ihres und durch ihren Sultan herrschen. —

Der Papst hatte die Prüfung der ehelichen Angelegenheit der Prinzessin von Mentone versprochen; statt seiner prüfte sie einer der Secretäre der Kanzlei des Jesuitenordens im Vatican.

Das Ergebniß war ohne langes Erwägen ein der Prinzessin ungünstiges, und zwar deshalb, weil der Kardinal Vinzenz als ihr Fürsprecher aufgetreten. Der Kardinal gehörte nicht zu den Freunden dieser Camarilla und war folglich auch nicht derjenige, dem sie eine Gunst durch den Papst erweisen wollte. Das Gesuch der Prinzessin wurde somit in der Kanzlei abschläglich beschieden und dies Decret dem Papste zum Vortrag übergeben.

Kardinal Vinzenz kannte die Politik und den Einfluß der Jesuiten genugsam, als daß er nicht diesen Verlauf einer Angelegenheit, die er zu der seinigen gemacht, vorausgesehen hätte. Er erfuhr aus dem Munde des Papstes selber den Entscheid der Kanzlei, ehe ihn Pius IX. genehmigt hatte. Wiewohl die Sache an und für sich für das Oberhaupt der Kirche nur von sehr untergeordneter Bedeutung

war, so wünschte der Papst doch gern in den Augen derjenigen Personen, denen er sich persönlich wohlwollend gezeigt, nichts von diesem Eindruck seines Charakters einzubüßen. Er liebte es, sich fürstlichen Personen und besonders Damen, wenn sie ihm eine Bitte an's Herz gelegt, durch Erfüllung derselben zu verpflichten. In diesem Fall mochte er auch den Kardinal nicht kränken, weil es seine Jesuiten wollten. Denn so groß in Wirklichkeit seine Abhängigkeit von diesen war, so suchte er es doch am allerwenigsten denjenigen seiner Freunde und Umgebung zu zeigen, welche ihm diese Abhängigkeit schon so oft zum Vorwurf gemacht hatten. Er spielte dann wohl den Selbstständigen und gab sich die Miene, als übten die Jesuiten keinen Einfluß auf ihn, wenn es mit seinen eigenen Ueberzeugungen nicht harmonirte.

„Was machen wir da, Eminenz?" fragte Pius IX. deshalb auch lächelnd den Kardinal, indem er ihm den Entscheid der Kanzlei vorlegte. „Ihre Damen erwarten gewiß nichts weniger als solchen Fehlschlag. Meine gewöhnliche Güte hat mich ihnen gegenüber wieder zu weit geführt, und ich habe Hoffnungen in dem Herzen dieser jungen Prinzessin erregt, weil mich in der That ihr Schicksal gerührt hat. Es ist die Majestät des Papstthums, unheilvolle Irrthümer, die das Glück der Menschen zerstören, vernichten zu können, im Allgemeinen wie im Besondern. Ich dachte daran, als Ihre fürstliche Nichte mit Thränen mich um die Dispensation bat. Soll ich nun ihre Hoffnungen vernichten und

sie, so jung noch, zu einem traurigen Leben verdammen, weil ihre Ehe sich als ein unheilvoller Irrthum erweist?"

Pius überlas das Blatt, welches den abschlägigen Bescheid enthielt. Sein Antlitz drückte aufrichtige Theilnahme aus.

Der Kardinal, welcher mit den Schwächen des Papstes nur zu vertraut war, schwieg und schien keine Meinung äußern zu wollen.

„Ich werde mit dem Secretär sprechen," sagte Pius dann, wie zufrieden, einen Ausweg gefunden zu haben. „Ich werde ihm mittheilen, daß ich die Bewilligung des Dispenses wünsche."

Der Kardinal verneigte sich.

„Ew. Heiligkeit sind, wie immer, gütig und gerecht," antwortete er schnell mit diplomatischer Schlauheit. „Ich zweifelte auch in diesem Falle nicht daran und werde den Prinzessinnen diese trostreichen Worte Eurer Heiligkeit wiederholen. O, sie warten sehnsüchtig derselben!"

Pius schien über diese Entgegnung, die ihn bei seinem Worte gleichsam gefangen nahm, etwas beunruhigt zu sein. Aber er wollte es nicht dem Kardinal verrathen und schwieg. Der Papst soll unfehlbar sein; er kann nicht irren und nichts wollen, was ihm nicht möglich wäre auszuführen. Unwillkürlich mochte Pius daran denken.

Der Kardinal ging und nach ihm erschien der Secretär.

In die Kanzlei zurückgekommen, hielt er, wie gewöhnlich, seinem Vorgesetzten Vortrag über die Arbeitsstunde beim

Papste, über dessen Ansichten, Worte und selbst über dessen Gedanken. Er legte die Schriftstücke vor, die unterzeichnet waren, und auch diejenigen, welche noch keine Erledigung gefunden. Darunter auch die Rückweisung des Dispenses für die Prinzessin Victoria von Mentone.

„Hm, hm," bemerkte der Generalvicar, als er vom Secretär gehört hatte, daß Pius die Verabfolgung dieses Dispenses wünsche. „Also eine Sache, die Seine Heiligkeit dem Kardinal Vinzenz zu Liebe erledigt wissen wollen! Er übt also noch immer seinen Einfluß aus — melden wir dies dem General. Für alle Fälle muß Seine Eminenz noch mehr beobachtet werden."

„Er verließ Seine Heiligkeit vor meinem Eintritt," berichtete der Secretär.

„Wir kommen schon dahin, ihn gänzlich aus dem Vatican zu entfernen," sprach der Generalvicar mehr wie zu sich selbst. „Im Uebrigen ist er nicht gefährlich, nur lästig. Er wünscht den Dispens für seine Nichte, die Prinzessin Victoria, vermählt an den Prinzen von Mentone, und er hat Seine Heiligkeit dafür ersichtlich gewonnen. Die Affaire ist unbedeutend, ich wüßte nicht, wie sich dieselbe gegen den Kardinal ausnutzen ließe."

Der Vicar dachte nach.

„Wir müssen die Erledigung wenigstens hinhalten," fuhr er dann fort. „Wir haben keine Eile, die Fürsprechereien des Kardinals Vinzenz zu erledigen. Es giebt hier überdies formelle Bedenken, welche uns zu Hilfe kommen. Von einem

Versuch zur Aussöhnung oder Verständigung der beiden Gatten ist nichts bei den Acten."

Er blätterte in denselben und hielt bei dem Bericht des Fürsten Ludwig über seinen Vermittelungsversuch an.

„Das genügt nicht," erläuterte er sich und dem Secretär dann wieder. „Fragen wir wenigstens beim Hofe von Mentone an, wie man darüber denkt, ob man von dem Schritt der Prinzessin unterrichtet ist, ob man demselben zustimmt. Es ist möglich, daß sich daraus eine kleine Verwickelung machen läßt, denn die Verhältnisse am Hofe zu Mentone sind interessant, eine Art von Pompadourwirthschaft. Was der Fürst Hohenthal darüber erzählt, ist uns nichts Neues. Nun, sehen wir, ob wir vielleicht diese Georgette benutzen können."

Er überlegte von Neuem.

„Schreiben Sie," befahl er dann mit geschlossenen Augen seinem Secretär, „amtlich an Seine Hoheit den Fürsten Tancred von Mentone als Haupt der Familie. Schreiben Sie ihm über das Gesuch der Prinzessin Victoria und ersuchen Sie ihn, uns seine Meinung darüber wissen zu lassen, bezüglich eine Erklärung seines Sohnes, des Prinzen Honoratus, in dieser Angelegenheit einsenden zu lassen."

Der Secretär notirte sich den Auftrag.

„Und theilen Sie dies morgen beim Vortrag Seiner Heiligkeit mit, worauf weiter zu sehen, was zu thun."

Der Vicar winkte, mit den Berichten fortzufahren; aber er murmelte dabei noch halblaut vor sich hin:

„Mindestens muß die Rechnung für die Dispensation hoch sein; diese Clydesdale's sind enorm reich. Und bietet etwa der Hof von Mentone mehr, um den Dispens zurückzuhalten, so läßt sich die Sache zwiefach überlegen. — Geben Sie dies," warf er dem Secretär hin, „geschickt in dem Schreiben zu bedenken. Ach, die Kirche ist arm und sieht Zeiten großer Noth entgegen. Man muß mehr als je auf ihren Vortheil sinnen!"

X.

Der Teufel in einem Weibe.

Im Schloß zu Mentone war man ebenso überrascht wie erschrocken, als das Schreiben aus der vaticanischen Kanzlei eingetroffen. Der Fürst schmähte auf seinen Sohn, ohne zu wissen, warum; Honoratus verwünschte im Stillen das ganze Unglück seiner Ehe und hätte gegen die Ertheilung des päpstlichen Dispenses nicht mehr das Geringste einzuwenden gehabt. Nur Georgette beschäftigte sich damit, was zu thun sei.

Georgette stand auf dem Gipfel ihres abenteuerlichen Glücks. Der Fürst betrachtete sie wie seine rechtmäßige Gemahlin, und war sie es noch nicht, so trug die Klugheit oder die Schlauheit der Pariserin allein die Schuld daran. Denn oft genug und auf's Lebhafteste hatte der Fürst Tancred in sie gedrungen, ihm die Hand zu reichen zur morganatischen Ehe. Das Diplom, welches sie zur Gräfin machen sollte, lag in dem fürstlichen Cabinet zur Vollziehung bereit,

und es sollte das Brautgeschenk für Georgette, gleichsam der Lohn für ihre Einwilligung zur Heirath, bilden.

Aber wie seltsam, halb phantastisch, halb verschlagen, oft die Gedanken eines Weibes eine für es wichtige Sache behandeln, so verfolgte Georgette bei ihrem theilweis bizarren Charakter in dieser Frage eine eigenthümliche Speculation. Je mehr ihre maßlose Hoffahrt Befriedigung haben konnte, desto höher spannte sie die Ansprüche; je mehr man in sie drang, desto widerstrebender wurde sie. Sie mißtraute ihrem Glück und wollte es deshalb demjenigen nicht für genügend erklären, welcher ihr dasselbe bereitete. Sie fürchtete ihre Stellung und ihren Einfluß bei dem Fürsten einzubüßen, sobald sie ihm mehr schuldig würde, als ihre Unabhängigkeit unangetastet ließ; sie wollte sich noch nicht belohnt sehen, weil sie in ihrem Scharfsinn und bei der Niedrigkeit des Charakters ihres jetzigen Anbeters dahinter eine Ablohnung witterte. Einmal die Frau dieses Mannes, den sie doch keineswegs liebte, war sie ihm und seinen rohen Launen verfallen; er würde, so schloß sie mit Recht, eines so gesicherten Besitzes bald überdrüssig werden; sie würde ihren Reiz für ihn verlieren und er sich wohl anderen Neigungen überlassen, womit die Zeit der Erniedrigung für sie gekommen wäre. So wehrte sie sich gegen seine Wünsche, obgleich sie im Geheimen in Erfüllung derselben das Ziel ihres Ehrgeizes erblickte; so widersetzte sie sich seinem Willen noch immer, um ihn dadurch noch mehr an sich zu fesseln, ihr gegenüber noch willenloser zu machen. Der Moment schien ihr immer noch

nicht gekommen, aus dem Abenteuer in die Gewöhnlichkeit des Lebens zu treten. Der Reiz an ihrer Herrlichkeit im Fürstenthum Mentone verlor sich schon, der alte Fürst wär ihr oft zuwider, das Leben mit ihm langweilig, die Rolle einer Pompadour überdrüssig, weil der Schauplatz dafür zu klein, dieser Ludwig XV. zu arm und auch schon zu sparsam, und die Gelegenheit zum Herrschen, zum Verschwenden, zum Vergnügen zu dürftig war. Sie sehnte sich oft wieder fort, nach Paris, wo die Gräuel der Commune gewüthet, nach den alten, lebemännischen Freunden, nach einer Gesellschaft von mehr Esprit, von mehr Aufregung und Abwechslung; sie verlangte auch nach einem Herzen voll Liebe, nach einem Anbeter interessanterer Art, als der sehr rohe und sehr häßliche Fürst Tancred abgab. So lange sie einen Reiz darin fand, sich an Honoratus und noch mehr an die Prinzessin zu rächen, war ihr das Aufgebot ihrer Künste, um den Fürsten zu fesseln, des Preises werth. Mehr und mehr jedoch hatte sie die knechtische Natur des Prinzen und die Entfernung seiner Gemahlin gleichgiltig dagegen gemacht und den Fürsten zu fesseln, war ihr mühelos. Er gehorchte selbst ihren Launen, er, welcher alle Anderen zu tyrannisiren liebte, und damit war das Interesse eines Weibes wie Georgette an ihm erschöpft.

Inmitten dieser gähnenden Langweiligkeit fiel nun das vaticanische Schreiben wie eine elektrisirende Bombe. Es gab Aufregung; es brach der Haß hervor, die Leidenschaft und das Verlangen, etwas zu thun. Georgette sah eine

neue, interessante Intrigue vor sich; ihr eingeschlummerter Reiz, sich an die Prinzessin Victoria zu rächen, erwachte wieder; ihre Phantasie konnte arbeiten, ihre Herrschaft, ihre Klugheit sich bethätigen, ihr Geist kämpfen. Der Dämon in ihrer Brust jauchzte auf; der Teufel in ihrem Herzen flüsterte ihr Ideen zu, um einen Plan zu machen.

„Was thun?" schrie der Fürst und ging heftig erregt auf dem Teppich des Salons, in welchem er zu Nacht mit Georgette gespeist hatte. „Ich werde verbieten lassen, daß man dieser Frau den Dispens ertheile."

„Pah!" sagte Georgette, die auf dem Sopha saß und scheinbar seelenruhig ihre Cigarette rauchte. „Wem wollen Sie denn verbieten, mein Freund? Dem Papst? Parbleu! Sie wissen doch, daß er unfehlbar ist, und der ganze Clerus Ihres Reiches singt ja noch immer Hosiannah deshalb."

„Aber sie darf den Dispens nicht erhalten!" rief er, heftig mit dem Fuße aufstampfend. „Wenn ich es nicht will? Wenn Honoratus nicht zustimmt, was doch ohne meine Zustimmung nicht möglich ist?"

„Warum nicht, mein Freund?" fragte sie ihn wie gleichgiltig. „Warum wollen Sie so heftig dagegen sein?"

„Grund genug. Einmal weil ich sie nicht aus meiner Macht lassen will; sodann weil ich, oder vielmehr wir, damit mehr als 10 Millionen verlieren."

„Ah!" that Georgette erstaunt. „Wie das?"

„Der Heirathsvertrag lautet, daß Victoria von Clydesdale ihr sämmtliches Vermögen, welches ihr nach der Ma-

jorennetät zufällt, unverkürzt im Falle einer Scheidung behält und nur die Erziehungskosten der etwa vorhandenen Söhne an uns zu zahlen hat, wenn dieselben der mütterlichen Pflege entwachsen sind."

„Eine sehr fatale Bestimmung, mein Fürst, die Sie hätte vorsichtiger machen sollen. Denn darnach werden Sie die zur Zeit der Majorennetät von Prinzeß Victoria fällige Zahlung von zehn Millionen Francs nicht erhalten."

„Natürlich nicht! Eben deswegen lasse ich die Scheidung nicht zu, um keinen Preis. Ich befehle sofort, daß die Prinzessin wieder an den Hof kommt, ich will sie hier in der Gewalt haben."

„O, sie wird nicht kommen!" lachte Georgette.

„Ich hätte sie nicht fortlassen sollen!" schalt er sich. „Ich wollte es nicht!"

„Und doch erschien es Ihnen bis heut als weise, eine so widerspänstige Person in der Verbannung zu lassen! Noch vor einigen Monaten, als Ihr Sohn wegen der Zukunft der Prinzessin mit ihrem Oheim unterhandeln sollte, befahlen Sie ihm unweigerlich, sich auf keinen Vergleich einzulassen und auf der Entfernung der Prinzessin zu bestehen, falls sie nicht, was Sie gewiß nicht annahmen, sich Ihnen in Allem unterwerfe."

„Nun gut," rief er. „Was mir damals für weise erschien, ist es heut nicht mehr. Heut heißt es handeln, damals hieß es zu warten."

„So handeln Sie!"

„Ich werde einen besondern Abgesandten nach Rom schicken. —“

„Geben Sie demselben aber die Taschen voll Gold mit,“ warf Georgette lakonisch ein.

„Ginge es nicht kraft meines Rechts des Widerspruchs?“ fragte er sie zweifelhaft.

„O nein!“ lachte sie. „Die Prinzessin macht sich Ihnen in jedem Fall theuer. Haben Sie denn den Brief nicht aufmerksam gelesen? Ziemlich deutlich steht doch darin, daß das von Ihnen anzustrengende Verfahren, soll es zum günstigen Ergebniß führen, viele Kosten verursachen wird. Was heißt dies? Einen Dispens zu erwirken ist theuer, einen zu unterdrücken noch theurer. Die guten Väter des Ordens Jesu machen für Geld Alles möglich; aber Geld, Geld, Geld, Hoheit, darum handelt es sich.“

„Verwünscht!“ entgegnete er ingrimmig. „Und Sie wissen keinen bessern Ausweg?“ wandte er sich dann an Georgette.

„Ich suche ihn,“ sagte sie kokett.

„O suchen Sie, Georgette! Sie sind klug, scharfsinnig — ich kenne Ihre Talente, Ihr Genie.“

Sie blies eine starke, blaue Wolke vor sich hin und mit einem ihrer Füße, der von den Kissen herabhing, schaukelnd, versetzte sie nach einer Weile:

„Fassen wir die Sache von einer andern Seite an! Machen wir nicht einen Versuch, den Gegner zu besiegen, wo er sich zum Kampf mit stärkeren Mitteln gefaßt ge-

macht hat, als wir besitzen; sondern kommen wir ihm unvermuthet bei.“

„Recht! Recht, Georgette!“ ermunterte sie der Fürst, indem er sich voller Spannung neben sie setzte.

„Nehmen wir zuerst das materielle Interesse, welches an der Prinzessin haftet und welches verlieren zu können Ihnen mit Recht Besorgniß einflößt,“ fuhr dann die Französin fort.

„Ja, die zehn Millionen!“

„Ungefähr, nehmen wir an. Erhält die Prinzessin den Dispens, so ist die Scheidung die selbstverständliche Folge, und Sie erhalten von Rechtswegen Nichts von ihrem großen Vermögen. Die Ertheilung des Dispenses zu verhindern, ist schwer, ist kostspielig und nicht einmal sicher, dazu wird von anderer Seite wohl schon zu viel aufgeboten sein. Lassen wir also diesen Versuch gänzlich fallen und werfen wir kein Geld an die frommen Jesuiten in Rom fort. Was Ihnen von Rechtswegen also entgehen wird, suchen Sie sich dessen durch ein anderes Mittel zu sichern.“

„Und dies Mittel?“ fragte er, erregt durch die Ruhe, mit welcher Georgette ihn in ihren Plan einweihte.

„Ist Gewalt!“ rief sie aus.

Ein Blitzstrahl schoß aus ihren Augen; ein triumphirendes Lächeln umschwebte ihre zusammengekniffenen Lippen. Sie sprang auf, warf den Stumpf der Cigarette fort und blickte dann den Fürsten durchbohrend in die scheuen, blinzelnden Augen.

„Gewalt?“ fragte er leise, als gerathe er mit diesem

Wort auf das Gebiet, wo das Verbrechen sich mit seinen Geheimnissen umgiebt. „Gewalt?"

Er verstand sie aber noch nicht.

„Ferner," fuhr nun Georgette fort, „suchen wir auch Ihrem Haß gegen dieses Weib gerecht zu werden. Auch ich hasse es, Fürst, auch ich will es gedemüthigt sehen."

„Ja, ich weiß es," rief er. „Du haßt sie wie ich. Rächen wir uns!"

Er ergriff ihre Hand, wie sie so vor ihm stand, als wolle er damit den Bund mit ihr von Neuem, auch zu dieser ihm noch unklaren Handlung, besiegeln.

„Der Pfeil verletzte sie wenig, den wir einmal auf sie abschossen," sagte Georgette. „Suchen wir sie jetzt besser und schmerzlicher zu treffen. Sie hat einen Sohn. — "

Sie hielt ein und prüfte den Eindruck ihrer Worte auf den Fürsten.

Er errieth noch immer nicht, wohinaus sie wollte.

„Sie liebt ihr Kind — Prinz Honoratus hat es ja nach Aussage des Fürsten Hohenthal selbst noch besonders versichert. Treffen wir sie in diesem Liebsten, was sie hat."

„Ach!" entfuhr es dem Fürsten in seiner Ueberraschung. „Wie meinen Sie dies, liebe Georgette?"

„Suchen wir uns einen Rechtsgrund, mein Freund, um diesen kleinen Prinzen in unsere Gewalt zu bekommen."

„Ich verstehe, ich verstehe!" äußerte ihr Freund beifällig nickend. „Das würde ein großer Schlag für sie sein."

„Nicht nur daß sie durch Wegnahme ihres Kindes schwer

in ihrem stolzen Sinn gebeugt würde," erläuterte Georgette, mit sichtlichem Eifer für ihren Plan erfüllt; „sondern Sie können dann auch für die Rückgabe des Prinzen auf gewisse Zeit Ihre Bedingungen stellen, einen Theil ihres Vermögens sich trotz der Scheidung ausmachen."

„Recht, recht!" übersann er sich das Gesagte. „Das Kind gehört auch uns, auch dem Vater. —"

„Ein geschickter Advocat, mein Freund, muß das Mittel finden, um einen Gerichtsbefehl zu erwirken, welcher Ihnen einen Vorwand des Rechts giebt, der Mutter das Kind zu nehmen. Giebt es in Ihrem Staate einen solchen?"

„O, mehr wie einen! Auch um einen Gerichtshof, der solches Urtheil fällt, bin ich nicht verlegen. Das kostet nicht so viel, wie ein Dispens des Papstes."

Georgette rieb sich die Hände.

„Zug gegen Zug!" rief sie. „Sehen wir, wer die Pathie gewinnt. Sie mit Hilfe der Pfaffen oder wir mit Hilfe der Gerichtsmenschen."

„Ihr Plan ist also fertig?" fragte der Fürst, welcher sich vergewissern wollte, ob er denselben auch völlig verstanden.

„Er gestaltete sich in Ihrer Gegenwart —"

„O, Ihr Genie, Georgette! Und wie gestaltete er sich? Noch einmal!"

„Ein Gerichtsdecret, mein Fürst, das ist vor Allem nothwendig; ein Gerichtsdecret, welches aus irgend welchem Grunde — was weiß ich! Ihnen das Recht ertheilt, den

kleinen Prinzen von der Mutter zu fordern. Damit sind Polizisten oder Gerichtsdiener verpflichtet, diesen Befehl zu vollstrecken, und unter Leitung eines geschickten Agenten, welcher Geld zur Verfügung hat, kann die Sache nicht fehlschlagen. Die Prinzessin ist in Italien, in Rom — vergessen Sie dies nicht, und Ihr Kind ist jedenfalls bei ihr, das bedarf in diesem Fall keiner weiteren Nachforschung. Ueberraschen wir sie, wo sie zu finden, mit dieser Execution; halten wir in Rom die Ertheilung des Dispenses durch Kunstkniffe hin, bis wir im Geheimen Alles vorbereitet. Ist erst der Prinz in unserer Gewalt, so ist es an der Prinzessin, zu unterhandeln. Sie können dann Ihre Bedingungen stellen, Hoheit, und um ihr Kind zurückzuerhalten, bewilligt sie Alles."

„Sie sind ein Engel!" rief Fürst Tancred schmeichelnd.

„Bah!" lachte sie. „Sagen Sie doch ein Teufel!"

„Gut denn, mein Teufelchen! Aber," wandte er nun ernst ein, „die Sache geht ohne eine formelle Erklärung und Forderung meines Sohnes nicht wohl zu machen. Er ist der Vater. Man muß sich auf seine Rechte stützen."

„Wohl!" entgegnete sie mit einer Miene der Verachtung. „Aendert dieser Umstand etwas? Ihr Sohn gehorcht."

„Natürlich!" bekräftigte er, wie vorwurfsvoll gegen sich über seine mißverstandene Auslassung. „Ueberlassen Sie es mir, mit dem Advocaten zu sprechen. Ich werde dann wissen, was Prinz Honoratus zu thun hat. Aber versäumen wir keine Zeit, die Sache hat Eile."

Der Fürst war ganz ihrer Meinung und handelte demnach, wie sie angab. Georgette erfaßte ihre Kabale mit fieberhafter Lebhaftigkeit. Sie sah ein Werk vor sich, welches ihren Geist und ihre niedrigen Leidenschaften anregte; sie berechnete, wie sie nach diesem gelungenen Schlag eine Befriedigung ihrer Herrschsucht und ihres Rachegelüstes erhalten mußte, welche sie schon vorher mit einem gewissen Rausch erfüllte. Der geheimnißvolle Reiz, eine Macht auszuüben und Böses zu thun, machte sie wieder interessirt für ihre Stellung am Hofe zu Mentone. Wenn sie, dadurch völlig Herrin aller Verhältnisse geworden, die Ehe mit dem Fürsten einging, mußte sie sich dann nicht sicher desselben wissen, sobald er ein Mitschuldiger von ihr war? Sie sagte sich: Ja!

Der Advocat, welchen der Fürst als Rathgeber berief und dem er die Sache übertragen wollte, erfaßte dieselbe mit einer rührenden Theilnahme, sobald er das Versprechen erhalten hatte, dafür mit einem Orden und dem Titel eines Hofnotars ausgezeichnet zu werden. Ohne Schwierigkeiten fand er als Grund, sich des Prinzen durch gerichtliche Execution zu bemächtigen, die Auslegung eines Gesetzesparagraphen, wonach das Recht dazu dem Vater zustehe, falls ihm der Sohn aus dem Hause entführt worden sei. Diese Aufstellung entsprach zwar nicht im Geringsten dem Sachverhalt; aber der Advocat versicherte, das Gericht dennoch von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen und das gewünschte Decret zu verschaffen. Da nichts besseres zu finden, überließ man es ihm, ob er mit seiner Kunst sich den Orden verdienen

werde, nach dem ihm so sehr verlangte; man wußte ja doch, daß die Hauptsache nur in der Bereitwilligkeit eines Gerichtshofes liege, die man sich durch Geld und Einwirkung sichern müsse.

Unumgänglich nothwendig war aber ein darauf hinzielendes Gesuch des Erbprinzen als Vater an das Gericht. Der Advocat hatte es aufgesetzt; der Prinz sollte es nur unterzeichnen. Es war ein teuflisches Hochgefühl, als ihn Georgette wie einen unmündigen Knaben zu sich bestellen ließ und ihm mit der Miene einer Gebieterin die Unterschrift abverlangte.

Prinz Honoratus zeigte sich merkwürdiger Weise nicht gewillt dazu. Da er bis dahin noch nicht das Geringste von diesem Gegenspiel wußte, welches sein Vater mit der Dame seiner Gunst geplant, so verlangte er von Georgette nähere Aufklärung über die Bedeutung eines solchen Actenstücks.

Georgette gab sie ihm mit herzloser Kälte und durch diesen unverhofften Widerstand des Prinzen in sehr gereiztem Tone.

Honoratus wurde dadurch nicht gefügiger. In ihm erwachte unter dieser Demüthigung eine sonst ungekannte Energie, die stieg, je mehr er sich mit derselben vertraut zu machen schien. Seine natürliche Gutmüthigkeit empörte sich gegen diesen Streich. Er sah die Nothwendigkeit eines solchen nicht ein, und der Funken von Ehre in ihm entflammte sich durch die beschämende Empfindung, daß die Abenteurerin, die einst seine Geliebte gewesen, auch jetzt wieder in so bru-

taler Weise das Geschick seiner Ehe und seines Kindes bestimmen wolle. Er entsann sich seines Versprechens, der Prinzessin das Kind zu lassen; er stieß den Gedanken von sich, wie ein Räuber gegen sie zu handeln, nur um der schnöden Rachsucht dieses Weibes zu huldigen, welches ihm schon so maßlose Demüthigungen auferlegt hatte.

Eine heftige Scene entspann sich. Der Prinz nahm in seinem Zorn die Rolle des vornehmen Cavaliers auf, der in Baden-Baden die ihm überdrüssige Georgette Leseur mit 50,000 Francs verabschiedet hatte. Georgette sprühte Wuth und Verderben aus ihren Augen; sie enthüllte sich in ihrer ganzen Gemeinheit, und Honoratus war stolz und kühn genug, es ihr zu sagen. Alles, was so lange scheinbar unberührt über ihn gekommen, gab er jetzt in edlen Flammen des Zornes zurück; sein Haß gegen Georgette, der jählings aus der Erniedrigung aufschoß, fiel schonungslos über die Buhlerin her, die aus seiner Hand in die seines Vaters gegangen war.

Georgette, wie zu Tode getroffen, rief den Fürsten zu Hilfe. Ein neuer und furchtbarer Auftritt fand statt; durch das ganze Schloß hallte die Wuthstimme des Gebieters und seiner Maitresse. Honoratus, scheu, schon wankend beim Eintritt seines Vaters, ermattete schnell in seinem edlen Widerstand. Nur wenige Anstrengungen durch Vorstellungen und Bitten, dann verfiel er in die alte, knechtische Willenlosigkeit gegen den Fürsten und — unterschrieb.

Aber er nahm doch eine tiefe Beleidigung von dieser

Scene mit fort, und mit Scham über sich selbst erfüllt, über seine Ohnmacht und seine Erniedrigung, schwur er im Geheimen Georgette Rache und ließ er sie nicht in Zweifel mehr, daß er ihr Todfeind geworden sei.

XI.
Im Namen des Gesetzes.

Am Lungarno, dem Kai des Flusses, welcher das schöne Florenz durchströmt, befinden sich die vornehmsten Hôtels der Stadt. In einem derselben haben die Herzogin Amalie von Clydesdale und ihre Tochter, Prinzeß Victoria, mit deren Sohn ihre Wohnung genommen. Das Kind, bald zwei Jahre alt, spielt unter Aufsicht der Amme in dem Salon, welches den Damen während des Tages zum Aufenthalt dient. Es lacht in seiner Freude laut auf und spricht mit den ersten, abgerissenen Worten, die es gelernt hat. Es läuft, noch unsicher und schwankend, von der Amme zu der Mutter und Großmutter, welche am Fenster sitzen; es jauchzt auf, wenn es von den Armen derselben aufgefangen, von der jungen und hübschen Mutter auf den Schooß gehoben, von ihr unter Schmeichelworten geherzt und geküßt wird; es horcht mit klugem Ausdruck der großen, blauen Augen in dem weißen, runden Gesicht, wenn die Großmutter zu ihm spricht und dabei mit ihrem Finger gleichsam ihre Worte erläutert.

Ein prächtiger Maitag war es. Von dem hohen, durch eine Marquise beschatteten Balconfenster des Salons konn-

ten die fürstlichen Damen die Gebirgskette der Apenninen sehen, deren sanft geschwungene Formen sich im bläulichen Dunst der Ferne abzeichneten. Vor ihren Augen lag das tiefe, steinerne Flußbett, durch welches jetzt der wasserarme Arno dünn und flach wie ein Bächlein floß, nachdem längst im Gebirge der Schnee verschwunden und die Quellen wieder versiegt, welche ihm in stürzenden Wassern die mächtigen, schmutzig gelben Fluthen verleihen. Dahinter der liebliche grüne Bergkranz von San Miniato an bis zu dem mächtigeren Monte Oliveto jenseits des Arno, und gleich hinter dem Stadttheil bei der Porta Romano die anmuthige Höhe des Bello Sguardo — die ganze Landschaft übergossen von glänzendem Sonnenlicht, unter welchem die üppige Vegetation zu brüten schien.

„Nicht wahr, Victoria,“ sagte die Herzogin zu ihrer Tochter, indem sie ihren Blick über dieses liebliche Panorama schweifen ließ. „Florenz ist herrlich, schöner, liebenswürdiger als Rom?“

„In meiner Stimmung zieh' ich es dem alten, ruinenreichen Rom besonders vor,“ entgegnete die Prinzessin, indem sie mit einem Kuß das Kind wieder auf den Fußboden stellte und es zu der Amme hinüber schickte. „Hier lacht die Natur, hier ist die Stadt freundlich, der Reichthum an Kunstschätzen wohlthuend. Ich danke Dir, daß Du mit mir hierher gingst.“

Sie reichte ihrer Mutter die schmale, feine Hand, an

der noch immer der Goldreif glänzte, das Zeichen eines Kettenringes für sie, der sie an unglückliche Verhältnisse band.

„Rom," fuhr die Herzogin fort, „ist um diese Jahreszeit schon ungesund, mein Kind. Für Dich und für Ludwig war es nöthig, den Aufenthalt daselbst abzubrechen. Wozu auch hätte seine Verlängerung gedient? In Deiner Angelegenheit ist durch uns nichts weiter zu fördern; wir müssen uns in Geduld fassen und dem Kardinal überlassen, endlich den Dispens herauszubekommen."

„Ach, wenn er nur erst in meinen Händen wäre!" seufzte das junge Weib. „Die Ungewißheit dieser Lage martert mich erschrecklich!"

„Geduld, Geduld!" tröstete die Mutter. „Die Schwierigkeiten bestehen nur in Umständlichkeiten der Kanzlei. An der Ertheilung des Dispenses ist, Gott sei Dank! nicht mehr zu zweifeln; der Kardinal hat es uns ja ausdrücklich versichert. So wie er ihn erhalten hat, sendet er uns das Document zu."

„Und schon einen Monat warten wir hier darauf!"

„Was thut's? Hast Du nicht Dein Kind hier? Bietet uns Florenz nicht eine Fülle von Annehmlichkeiten, auch in gesellschaftlicher Beziehung? Die Großfürstin Olga ist hier, der Herzog von Bedford mit seiner Gemahlin und Tochter, die Prinzessin Marianne — am Ende, wir sind ja hier wie in Familie?"

„Sehr wohl, Mutter! Wenn ich nicht die Sorge im Herzen hätte!"

Ein Schatten flog über ihre Stirn.

„Mache Dir nicht mehr davon als nöthig ist, Victoria. Dein Fall ist ja nicht so ungewöhnlich, und Du findest ja wegen Deines Unglücks überall die aufrichtigste Theilnahme. Die Großfürstin hat Dir doch so besondere Beweise davon gegeben."

„Eine Frau, halb noch Mädchen, in Ehescheidung," wandte die Prinzessin ein; „mir ist immer, als müßte man sich deshalb schämen."

„Die Situation ist unbehaglich," entgegnete die Herzogin, „ich räume es ein. Aber Du bist die Unschuldige, die Verlassene, die Beleidigte. Auszugleichen ist vergeblich versucht worden. Gut also, Du hast ein unverdientes Unglück gehabt, welches bald soweit als möglich behoben sein wird. Dann wirst Du wieder frei sein und eine trübe Erfahrung vergessen können."

Die Prinzeß schüttelte ungläubig mit ihrem blonden Haupte.

„Ja," klagte sie, „wäre ich eine einfache Bürgerfrau, so bliebe mir der Trost über ein vernichtetes Glück der Ehe in meinem Kinde. Man würde mir es lassen, wenn ich geschieden würde. Aber als die unglückliche Frau eines Thronerben, darf ich nicht Mutter bleiben. Man wird mir mein Kind nehmen —"

Sie griff mit schmerzvoller Lebhaftigkeit nach dem kleinen Ludwig, der eben wieder zu ihr herangekommen war und mit seinen Händchen Spielsachen auf ihren Schooß legte.

Sie hob ihn zu sich empor und bedeckte seinen Mund mit Küssen, die sich mit Seufzern ihres Herzens vermischten.

„Wer wird so sentimental sein?“ warf ihr freundlich die Mutter vor. „Da dieser Fall nicht so genau im Vertrag mit Mentone vorgesehen worden ist, so werden wir trachten, eine möglichst günstige Bestimmung im gerichtlichen Urtel zu erwirken. Auch läßt sich mit dem habgierigen Fürsten Tancred schon verhandeln darüber, wenn Du ihm in der Geldfrage entgegenkommst. Wenn dann auch Ludwig in seinem zwölften oder selbst schon in seinem zehnten Jahr zum Vater soll — wie lange Zeit noch bis dahin, Victoria! Dann, wenn er kein kleines Kind mehr, und auch Du älter geworden bist, wird eine solche Trennung nicht so Schmerzliches mehr haben.“

Der Diener, den die Prinzessin einst nach Mentone mitgenommen, trat ein. Er machte in einer sichtlich beunruhigten Weise und mit leisen Worten der Herzogin eine Meldung.

Sie entfärbte sich schnell, stand in großer Bewegung auf und suchte durch eine stolze Haltung sich ihre Fassung zurückzugeben.

Victoria entging diese Wirkung der Meldung nicht.

„Was giebt's?“ fragte sie erschreckt, bald ihre Mutter, bald den peinlich harrenden Diener anblickend.

„Ein Signor Briffardi läßt sich melden,“ antwortete die Herzogin schnell und zu ihrer vollen Fassung zurückge-

langt. „Er bittet als Bevollmächtigter, als Agent des Fürsten von Mentone, um Einlaß.“

„Mein Gott! Was soll dies bedeuten?“

Victoria überfiel eine Angst, die sie nicht meistern konnte.

„Wir werden ihn nicht annehmen,“ rief die Mutter vornehm. „Wir wollen hier mit dem Fürsten oder seinem Beauftragten Nichts verhandeln.“

„Hoheit,“ gab der Diener zu bedenken, „es sind noch zwei Männer in Begleitung dieses Herrn, offenbar Polizisten oder Gerichtsdiener, ihrem Aussehen und Auftreten nach. Signor Briffardi betonte auch, was ich noch nicht gesagt, er komme im Namen des Gesetzes.“

Abermals erbleichten die Frauen.

„Im Namen des Gesetzes?“ wiederholte die Herzogin erstaunt. Dann warf sie ihr Haupt stolz zurück und setzte in majestätischer Würde hinzu:

„Mit welchem Recht kann in Florenz, im Staate des Königs Victor Emanuel, zu uns und in unser Hôtel ein Beauftragter des Fürsten von Mentone im Namen des Gesetzes eindringen wollen? Wir wollen doch sehen —“

Sie winkte der Amme, sich mit dem Kinde zu entfernen.

„Mutter!“ rief die junge Prinzessin angstvoll, „ich ahne nichts Gutes.“

„Sei nicht thöricht, mein Kind. Vergiß Dich nicht und bewahre Deine Würde. Lassen Sie den Herrn eintreten!“ befahl die Herzogin dann dem Diener.

„Wie weiß der Fürst nur, daß wir in Florenz sind?" murmelte Victoria, sich an ihre Mutter schmiegend.

„Mein Gott!" entgegnete diese, „wir haben ja das Licht nicht gescheut! Alle Welt sieht uns und weiß, daß wir hier leben."

Signor Briffardi trat ein, allein, mit dem widerlichen Anstand eines Menschen, der sonst gewohnt war, sich demüthig vor vornehmen Personen zu bewegen und der jetzt im Namen des Gesetzes dieser Eigenschaft überhoben zu sein glaubte. Es war der Advocat des Fürsten Tancred und Georgette's.

„Sie wünschen?" begegnete ihm die Herzogin kalten Tones.

„Ich bin," entgegnete Briffardi, sich ebenfalls in die Brust werfend, „der wohlbestallte Agent Seiner Hoheit des Fürsten von Mentone und von ihm beauftragt, ein Erkenntniß, ein rechtskräftiges Erkenntniß des Gerichtshofes zu Mentone unverzüglich zur Vollstreckung zu bringen, wozu die Quästur von Florenz so freundlich war, mir zwei ihrer Beamten mitzugeben."

„Ein Erkenntniß?" fragte die Herzogin.

„Ja, ein unangreifbares, richterliches Erkenntniß," betonte der Advocat, indem er ein Document hervorlangte und es der Herzogin vor Augen hielt.

„Wir wissen Nichts davon, Signor," erwiderte diese, nach einem flüchtigen Blick sich mit vornehmer Verachtung abwendend. „Wir haben keinen Proceß und weder mit den Gerichten von Mentone, noch sonst wem etwas zu thun."

„Indeß, Signora, die Thatsache ist da. Ueberzeugen Sie sich selbst."

Briffardi reichte das Gerichtserkenntniß der jungen Prinzessin, die halb erzürnt, halb in Angst dieser Scene bisher beigewohnt.

„Es geht auch offenbar Eure Hoheit an," fuhr der Advocat mit einem dreisten Streifblick auf die Herzogin und zur Prinzessin Victoria gewandt fort. „Mein Auftrag ist es, Ihnen, Prinzessin, dies Erkenntniß einzuhändigen und von Ihnen im Namen des Gesetzes dessen Erfüllung zu erheischen."

Victoria erbebte. Sie trat hoheitsvoll einen Schritt zurück und sagte: „Hier in Florenz? Was können Sie mir hier in Florenz für Zumuthungen stellen?"

„Ich suchte Sie in Rom, Hoheit, und da ich dort hörte, Sie hätten sich hierher begeben, so folgte ich Ihnen. Deshalb bin ich mit diesem überall rechtskräftigen Erkenntniß in Florenz," antwortete Briffardi mit eisiger Ruhe.

Keine der Damen nahm ihm das Papier ab, und eine Pause trat ein.

„Nun," rief endlich die Herzogin ungeduldig, „was betrifft denn dieses Erkenntniß in einem Proceß gegen meine Tochter, von dem sie bisher keine Ahnung hatte?"

Briffardi räusperte sich.

„Da Ihre Hoheit," sagte er dann zur Prinzessin, „es nicht zu lesen belieben wollen, so erlaube ich mir, den Inhalt desselben in Kürze mitzutheilen. Auf Antrag Seiner

Hoheit des Erbprinzen von Mentone, hat der Gerichtshof des Landes erkannt, daß die Frau Erbprinzessin Victoria, geborene Lady Clydesdale, als Mutter des von ihr zurückgehaltenen Prinzen Ludwig verurtheilt werde, dieses Kind unverzüglich an den Vater zurückzugeben."

Ein durchdringender Schrei entfuhr der Prinzessin. Entsetzt flog sie an den Arm ihrer Mutter, welche einen Augenblick über das Gehörte auch außer sich zu sein schien.

„Und ich, Advocat Briffardi," fuhr er fort, „bin mit der Vollmacht seitens des Herrn Erbprinzen versehen, statt seiner das Kind anzunehmen, um es nach Mentone zu bringen. Hier die Vollmacht."

Er zeigte der Prinzessin ein neues Document.

„Mutter! Mutter!" stieß dieselbe in Verzweiflung aus. „Sie überfallen mich, um mir mein Kind zu rauben!"

„Es ist ein bübisches Attentat!" rief die Herzogin, bebend vor Zorn; „aber wenn noch Gerechtigkeit existirt, so soll es nicht gelingen. Gehen Sie," befahl sie dann dem Advocaten. „Verlassen Sie dies Zimmer und dies Hôtel. Ihr Erkenntniß wie Ihr Auftrag haben für uns keinerlei Giltigkeit."

Briffardi zuckte die Achseln.

„Wenn ich dies Zimmer verlassen will, so doch nicht das Hôtel, als bis ich die Auslieferung des kleinen Prinzen bewirkt habe," versetzte er unbeirrt. „Vergessen Ew. Hoheit nicht, daß mir zwei Beamte mitgegeben sind, um nöthigenfalls mit Gewalt dem Gericht Gehorsam zu verschaffen."

„Gewalt!“ schrie Victoria.

Wie eine Löwin, wenn man ihr ihr Junges nehmen will, richtete sie sich auf, und dann vor die Thür eilend, durch welche zuvor die Amme das Kind geführt, drohte sie mit rollenden Augen und erhobenem Arm:

„Sie müssen mich tödten, wenn Sie hier eindringen wollen! Brauchen Sie Gewalt, ich werde mein Kind vertheidigen!“

Sie schloß mit einem Ruck die Thür ab und ließ den Schlüssel unter den Busensaum ihres Kleides gleiten.

Briffardi zuckte abermals mit den Achseln.

„Wozu diese unnütze Scene!“ stieß er hervor.

„Ja wohl, wozu?“ raffte sich nun die Herzogin auf. „Es wird hoffentlich Mittel geben, diesen Herrn eines Besseren zu belehren.“

Sie ergriff ihren Hut und ihren Shawl, und hastig sich damit bekleidend, sagte sie mit Zuversicht zu ihrer Tochter:

„Fürchte Nichts, mein Kind. Ich werde uns Schutz gegen dieses Attentat zu verschaffen wissen, wenn es in dieser Stadt noch Recht zu holen giebt. Mein Herr,“ wandte sie sich dann zu Briffardi, „ich bitte Sie jetzt, das Zimmer mit mir zu verlassen. Sie werden gestatten, daß ich für meine Tochter Hilfe gegen Ihre mir unerklärliche Mission suche. Gedulden Sie sich zwei Stunden. Sollte ich dann die Ueberzeugung erhalten haben, daß Sie zu Ihrer Handlungsweise und zu Ihrer Forderung befugt sind, dann werden wir uns in das Unvermeidliche zu fügen wissen.“

Briffardi schien seiner Sache zu gewiß zu sein. Er neigte halb zustimmend, halb übermüthig sein Haupt und sich zum Gehen anschickend, entgegnete er:

„Ich gewähre Ihnen gern diese Rücksicht, Hoheit. Inzwischen wird sich die Frau Prinzessin sammeln, um uns die Scene der Gewalt zu ersparen. Aber ich und meine beiden Beamten werden das Hôtel nicht verlassen; jeder Versuch, mit dem Kinde zu entfliehen, wird also ohne Aussicht sein. Ich sage dies Ihrer Hoheit noch ausdrücklich, um sich und uns nicht zu einem Eclat zu veranlassen. Bis Mittag gebe ich Ihnen Zeit, Signora, sich von der Rechtmäßigkeit meiner Handlung zu überzeugen."

„So bin ich hier eine Gefangene?" rief Victoria verzweiflungsvoll zu ihrer Mutter.

„Nur zwei Stunden!" tröstete sie diese. „Fasse Dich! Habe Muth und hüte Dein Kind!"

Sie verließ eilig mit Briffardi den Salon, dessen Thür Victoria ebenfalls sogleich hinter ihr verschloß. Auf dem Corridor sah sie die zwei Polizisten in Civil stehen. Sie ließ Briffardi, ohne ihn noch eines Wortes zu würdigen, bei diesen Agenten zurück, welche jetzt ihre Tochter und ihren Enkel wie Gefangene bewachten, und flog die Stiege des Hôtels hinab.

Ein Fiacre fuhr sie nach dem Hôtel, welches die Großfürstin Olga bewohnte.

Von dieser ihr verwandten und wohlgesinnten Fürstin hoffte sie Hilfe, denn deren Ansehen beim italienischen Hofe

war bedeutend. Ihr vertraute sie das Unglaubliche an und bat sie, ihren Einfluß persönlich zu Gunsten der bedrohten Prinzessin aufzubieten.

Die Großfürstin konnte den Vorgang nicht fassen, so unerhört kam ihr derselbe vor. Schnell zur Hilfe entschlossen, überlegte sie, was zu thun. Das Nächstliegende war, die gewaltsame Execution Briffardi's zu verhindern; dies konnte nur möglich sein, wenn der Präfect von Florenz seine Beamten zurückrief. Dann galt es, das gerichtliche Erkenntniß anzufechten, wozu man die Einflüsse des anwesenden Hofes zu Hilfe nehmen konnte und die Geschicklichkeit eines tüchtigen Advocaten.

Die Großfürstin besann sich nicht länger. In ihrer Equipage fuhr sie mit der Herzogin von Clydesdale nach dem Palast Pitti, wo sich der König aufhielt. Eine halbe Stunde später brachte sie ihr Wagen nach der Präfectur, wo der Präfect die beiden Damen empfing. Die Großfürstin übergab ihm ein Schreiben aus dem königlichen Cabinet, und der Beamte, als er hörte, um was es sich handle, drückte mit Eifer den Fürstinnen seine Willfährigkeit aus, ihnen zu dienen. Das königliche Schreiben deckte ihn vor aller Verantwortlichkeit; es verlangte die Aufschiebung der Execution, bis das Obergericht von Florenz das Erkenntniß aus Mentone geprüft und in dieser Sache entschieden habe. Ein Diener der Präfectur rief durch schriftlichen Befehl des Präfecten sogleich die beiden Agenten aus dem Hôtel zurück.

Alle Proteste, alle Schritte des so schmählich getäuschten

Advocaten Briffardi nützten ihm nichts. Der Präfect verwies ihn an das Obergericht und wollte das Erkenntniß aus dem Fürstenthum Mentone jetzt nicht mehr als verbindlich für sich anerkennen. Briffardi suchte für seine Sache auch das florentinische Tribunal zu gewinnen; aber seine Kunst wie seine geheimen Mittel verfingen hier nicht. Sowohl die hohe Protection, durch welche diese Angelegenheit dem Gericht zur schleunigsten Entscheidung anempfohlen worden, wie auch die unverkennbare Verletzung der Rechtsform in dem ersten Erkenntniß begünstigten zu mächtig die appellirende Partei.

Und doch, befreit von dem furchtbaren Alp der Execution Briffardi's, verlebte die Prinzessin Victoria die Tage bis zur Entscheidung in qualvollster Unruhe. Die Stunden schienen ihr Jahrhunderte; die Nächte an dem Lager ihres Kindes Höllenmartern. Denn noch immer schwebte die plötzlich aufgerufene Frage, ob sie ihren Sohn behalten werde oder nicht, wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupt. Vor dieser Angst verschwand alles Uebrige, auch die Sorge wegen des Dispenses; in dieser verzehrenden Aufregung trösteten sie weder die Worte ihrer Mutter, noch die Versicherungen der Großfürstin und der Damen vom Hofe, welche antheilsvoll sie besuchten. Die Prinzessin verließ ihr Kind und ihre Wohnung keine Minute; sie traute nur sich die Kraft und Fähigkeit zu, ihr geliebtes Kind vor Räuberhänden schützen zu können.

Endlich wurde dieser Bann zerrissen. Im Namen des

Gesetzes lautete der Spruch des Obergerichts zu Florenz wie eine Lossprechung der Prinzessin Victoria. Das Erkenntniß von Mentone war verworfen worden aus den treffenden Gründen, weil vor Abfassung desselben nicht beide Theile gehört worden waren, und weil der anderthalbjährige Prinz Ludwig doch nicht, wie der angezogene Gesetzartikel lautete, eigenwillig das Vaterhaus verlassen und daraus entführt werden konnte, da er sich nie darin befunden. Victoria hatte über ihre Feinde gesiegt; ihr Kind konnte man ihr nicht mehr im Namen des Gesetzes nehmen; sie und das Kind waren wieder frei. Es war ein Jauchzen des Mutterherzens nach banger Verzweiflung, welches diesen erlösenden Spruch begrüßte.

Aber ihr Mißtrauen blieb, und auf ihre Bitte, welche sie dem Dank an ihre Beschützerin beizufügen wagte, wurde ihr auf besondern Befehl des Königs ein Beamter überwiesen. Er mußte sie auch auf ihrer Weiterreise stets begleiten, um sie vor einen etwaigen Ueberfall Mentonescher Agenten zu beschützen.

XII.
Verloren und Gewonnen.

In Mentone waren die Rückschläge der letzten Ereignisse erfolgt.

Das Attentat gegen die Prinzessin Victoria in Florenz hatte nicht nur ein großes Aufsehen erregt, sondern wurde auch seitens der mit der Prinzessin verwandten Höfe die

Ursache einer Einmischung in deren Angelegenheit, welche Fürst Tancred eine Reihe von Verdrießlichkeiten und selbst Demüthigungen bereitete. Der Papst sprach sich mit Entrüstung darüber aus, und in der Jesuitenkanzlei wollte man jetzt mit einer so anrüchigen Sache um so weniger sympathisiren, als sich von Mentone in pecuniärer Hinsicht keine der erwarteten Vortheile darboten. Der König von Italien ließ durch einen abgesandten Adjutanten dem Herrscher von Mentone Vorstellungen machen; der Kaiser von Deutschland stellte die Prinzessin unter seinen besondern Schutz, und in Baden-Baden, wohin sie sich wieder mit ihrer Mutter begeben, waren seitens der Behörde besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um jeden nochmaligen Gewaltstreich zur Entführung ihres Kindes zu verhindern.

Fürst Tancred dachte auch nicht mehr daran. Seine Niederlage und die nachgefolgten Aergernisse hatten ihn feig und sehr zurückhaltend in dieser, auf ihn zurückgeschnellten Angelegenheit gemacht. Andere, politische Berechnungen, die er sich im Geheimen aufgestellt, waren durch die ungünstige Stimmung durchkreuzt worden, welche seine Handlungsweise an den ihm wichtigen Höfen aufgerufen hatte. Das Fiasco selbst hatte ihn tief verstimmt und übellaunig gemacht, so daß im Schloß zu Mentone für Alle sehr schlimme Tage gekommen waren.

Der Advocat Briffardi, auf dessen Ungeschick jetzt der Fürst alle Schuld schob, hatte anstatt Orden und Titel einen Fußtritt und Schmähungen erhalten. Mit Georgette, welche

die Urheberin des ganzen Planes gewesen, kam es zu Zänkereien, bei denen sich beide Theile nichts weniger als Liebenswürdigkeiten sagten. An der Ertheilung des Dispenses war nicht mehr zu zweifeln; alle Aussichten, die Prinzessin Victoria zu einer Abtretung eines Theiles ihres Vermögens vor der unmöglich zu machenden Scheidung zu zwingen, waren verschwunden. Dies und die obenein erlittene Blamage konnte der Fürst seiner Maitresse nicht verzeihen, und seine Neigung für sie sank so schnell wie sie gewachsen war.

Georgette merkte es wohl. Jetzt wäre der Augenblick gewesen, sich aus einer Stellung fortzubegeben, die unleidlich für sie geworden war, und wofür der Boden immer unsicherer wurde. Was hatte sie auch am Ende noch für ein Interesse an den Familienintriguen des Fürsten? Nachdem ihr Plan gegen die Prinzessin Victoria so unglücklich verlaufen, war ihr die Person derselben sehr gleichgiltig geworden. Sie hatte ihre Macht und ihren Witz gegen sie versuchen wollen, und es war ihr mißlungen. Damit sah sie sich weniger in ihrer Eitelkeit verletzt, als in ihrer Stellung bedroht. Die Rache erstarb unter der Gefahr, die sie selbst lief, und wie sie vorher von ihrer Höhe fast gelangweilt auf ihre Herrlichkeit in Mentone geblickt hatte, so reizte es sie jetzt, das so unvermuthet Verlorene wieder zu gewinnen. Als ein Weib der Widersprüche, gedachte sie am allerwenigsten zu gehen, nun der Fürst sich gern ihrer entledigt hätte. Jetzt schien ihr verloren zu gehen, was vordem greifen zu können sie gar nicht mehr verlangte, und deshalb wollte sie sich das

Verlorene zurückerobern, die Herrschaft über den Fürsten zurückerhalten.

Die Beziehungen der drei Personen im Schlosse veränderten sich damit höchst merkwürdig. Der Fürst wandte sich von Georgette ab und wurde freundlicher zu seinem Sohne; der Prinz, in welchem der Haß gegen die Pariserin nicht erloschen war, gewann Einfluß gegen sie bei seinem Vater, und Georgette, die eine Leere um sich sah, sann auf eine Ausfüllung derselben in der früheren Weise. In der Eigenthümlichkeit ihres Charakters verfiel sie auf den Gedanken, sich mit Honoratus auszusöhnen, mit ihm Partei gegen den Fürsten zu nehmen und durch die Eifersucht denselben zu ihr zurückzuführen; denn der Fürst legte seine Gleichgiltigkeit gegen sie schon durch tagelanges Fortbleiben an den Tag. In ihrem Grimm mußte sie hören und sehen, wie er sich mit den Damen der Spielbank von Mentone über sie zu trösten wußte.

Honoratus gleichfalls suchte so viel als möglich ihr auszuweichen, und alle Versuche Georgette's, ihn von ihrer Umwandlung in der Stimmung zu überzeugen, mißachtete er oder schien er nicht verstehen zu wollen. Aber der Prinz, so dachte Georgette, war ein Schwächling, der leicht gewonnen werden könne. Sie beschloß den Sturm auf ihn.

Eines Tages, als Fürst Tancred wieder sich nach dem Kursaal von Mentone begeben hatte, überraschte Georgette den Prinzen in seinem Zimmer. Er unterdrückte sein Er-

staunen darüber und seine unfreundliche Gesinnung gegen sie nicht.

„Pah!“ rief sie keck und warf sich mit Koketterie in einen Fauteuil. „Sprechen wir uns aus, lieber Freund. Es ist dumm von uns Beiden, Feindschaft zu hegen. Versöhnen wir uns! Denken wir an die Zeit zurück, da wir uns so gut mit einander verstanden!“

Der Prinz zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Was hätte es für Zweck?“ entgegnete er.

Sie lächelte ihn verführerisch an und schien eine Weile zu prüfen, ob sie mit dem ersten Anlauf Glück haben werde.

„Prinz,“ sagte sie dann innig; „Sie sind mir böse, weil ich auf Ihren Vortheil bedacht war. Am Ende, was geht mich die Auseinandersetzung an, die Sie mit Ihrer Frau treffen wollen. Sie wird von Ihnen geschieden werden, ohne daß Sie es noch hindern können, und sie scheidet sich mit ihrem ganzen, ungeheuren Vermögen von Ihnen. Das ist nicht meine Schuld!“

„O,“ rief er, „Alles ist Ihre Schuld!“

„Gut! Nehmen wir an, Alles sei meine Schuld. Können Sie nicht begreifen, Prinz, daß ich nicht gegen Sie handelte, sondern für Sie? Noch wäre Nichts verloren, wenn der Fürst nicht vor Unmuth die Flinte in's Korn geworfen hätte.“

„Ohne Sie,“ grollte er weiter, indem er seinen finstern Blick von ihr abwandte, „würde eine Versöhnung mit meiner Frau noch immer möglich gewesen sein!“

„Schwerlich, mein Freund, schwerlich. Sie waren sonst auch anderer Meinung.“

„Aber heute nicht mehr!“ rief er strengen Tones.

„Ja, weil es zu spät ist; weil die Prinzessin das Band zerschnitten hat. Ich begreife Ihre Umwandlung sehr wohl, Prinz. Ach, warum wollten Sie nicht verstehen, daß ich Sie noch immer geliebt, Honoratus!“ änderte sie jetzt plötzlich das Gespräch. „Weshalb kam ich denn hierher? Weshalb nahm ich die Gunst Ihres Vaters an? Weshalb half ich die Trennung von Ihrer Frau bewirken? Weshalb haßte ich sie? O, Honoratus — so wissen Sie nicht, wie ein Weib zu lieben vermag! Weil ich Sie liebte, trotzte ich Ihnen, war ich von Eifersucht erfüllt, wollte ich Sie durch meine Verbindung mit dem Fürsten reizen. Das verstanden Sie nicht und Sie begreifen nicht, wessen ein Weib fähig sein kann!“

Diese unvermuthete Klage, dieses seltsame Geständniß machte Eindruck auf Honoratus; aber freilich anders, als Georgette vermuthete. Sein Haß gebar jählings den Gedanken, sich mit diesem Geständniß an der Abenteurerin zu rächen. Er wollte sie in ihr eigenes Netz fangen, um sie zu stürzen. Er fand Kraft und Kunst, sie zu überlisten.

„Was sagen Sie mir da?“ fragte er sie scheinbar freudig überrascht. „Alles sei nur Verstellung gewesen?“

„Alles geschah nur, um einmal wieder Ihre Liebe zu erobern,“ antwortete sie im Vorgefühl ihres Triumphes.

„Und warum werfen Sie jetzt erst die Maske ab?“

Georgette glaubte nicht nöthig zu haben, sich noch länger in Winkelzügen zu bewegen. Zuversichtlichen Tones entgegnete sie daher ohne Zögern:

„Mein lieber Freund, warum soll ich nicht offen sein? Ihr Vater liebt mich nicht mehr, so scheint es, und ich, nun, ich habe ihn nie geliebt. Leicht möglich, daß der Fürst eine andere Geliebte an meine Stelle setzt. Wollen Sie derselben wieder unterthänig gemacht werden? Die Frage ist für Sie so wichtig als für mich. Deshalb enthülle ich mich Ihnen und schlage Ihnen vor, sich mit mir zu vereinigen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie noch immer liebe, und ich weiß, Ihre Leidenschaft für mich wird wieder aufleben. An der meinigen muß sie sich entzünden und zu neuer Flamme aufschlagen. Genug, lieben Sie mich, so werden Sie klug sein, im Geheimen Hand in Hand mit mir gehen, meine Stellung befestigen helfen und es zu würdigen wissen, wenn ich vor der Welt die Geliebte Ihres Vaters bleibe. Ich stehe dafür in Allem auch zu Ihnen. Ich und Sie, wir werden fortan den Willen des Fürsten zu lenken wissen. Ich denke, Sie kommen dabei nicht zu kurz."

Dieser Einblick in den verschlagenen Charakter Georgette's überraschte Honoratus, trotzdem er ihn genugsam kannte. Er lächelte, weil er jetzt wußte, wie er diesem Weibe die letzte Stufe unter ihren Füßen wegstoßen konnte; aber Georgette nahm an, daß er aus Freude über ihre Schlauheit lächele. Es galt, sie darüber völlig sicher zu machen.

„Georgette," versetzte der Prinz deshalb, indem er sich

traulich wie einst gegen sie stellte, „ich schlage ein in diesen Vertrag. Aber seien wir vorsichtig; denn wenn mein Vater ahnte, daß Sie ihn betrügen — ich und Sie, wir müßten es furchtbar büßen!“

„Welche geringe Zuversicht hast Du zu mir!“ schalt sie ihn. „Bin ich ein Kind? Nein, Honoratus, wir Beide werden klug sein, nicht wahr?“

Sie reichte ihm die Hand, und er nickte ihr zu.

Georgette jubelte im Herzen. Sie hatte erreicht, was sie wollte und sie zweifelte nicht daran, daß Honoratus bei diesem Pact so ehrlich gegen sie gewesen sei, wie sie gegen ihn. In ihren Augen war er doch nur ein Kind, ein Schwächling; kein Verdacht griff gegen ihn Platz. Ihr Einfall, sich um seine Liebe wieder beworben zu haben, beglückte sie; sie sah sich durch diesen Triumph entschädigt und sie empfand auch wirklich eine neue Leidenschaft für den Prinzen. Ihr Plan fand daneben ein wachsendes Interesse bei ihr. Wie sie den Fürsten und die Art seines Denkens und Empfindens kannte, schien es ihr unzweifelhaft, daß derselbe in neuem Verlangen nach ihr entbrennen würde, wenn sie ihn nun gleichgiltig behandle und sich offen als Freundin seines Sohnes zeige. Sie wollte sogar absichtlich dadurch den Vater eifersüchtig auf den Sohn machen, und gelangte sie durch dieses Mittel zu ihrer früheren Herrschaft über den Fürsten, so hoffte sie allein entscheiden zu können, wen sie opfere, ob den Sohn, ob den Vater. Das Unklare des Ausgangs reizte sie um so mehr, eine Wahrscheinlichkeit

furchtbarer Scenen nicht minder, wenn sie nur dabei für ihren Zweck gewann. Im rechten Moment gedachte sie entweder zu gehen, weil sie wollte, oder zu bleiben, um zu herrschen. Der Dämon dieses Weibes trieb es zu Thaten, welche Unheil verbreiten mußten. Es gehorchte einem eigenthümlichen Ehrgeiz, dem es Alles zu opfern im Stande war, nur nicht seinen Willen. Gelang es ihr nicht, mit dem Prinzen eine Herrschaft über den brutalen, aber doch auch nur schwächlichen Fürsten zu gewinnen, so trachtete sie allein, ihn sich zurückzuerobern, um ihn dann je nach der Laune zu verabschieden, oder als den Sklaven ihres Willens gemeistert zu sehen.

Georgette's Berechnungen schienen sich zu bewähren.

Fürst Tancred entging es nicht, daß zwischen seinem Sohn und seiner Maitresse ein gegen sonst viel freundlicherer Verkehr stattfand. Georgette sprach überall zu Gunsten des Prinzen; sie legte ersichtlich für diesen ein Interesse an den Tag, welches dem Fürsten bald sehr auffällig wurde. Die Eifersucht regte sich in ihm, und er begann, Georgette mit Vorwürfen zu verfolgen. Das bewies ihr, wie sie wieder Herrin über ihn wurde. Aber sie mußte ihn noch mehr reizen, um ihn völlig zu sich zurückzuführen. Sie zeigte sich deshalb noch gleichgiltiger gegen ihn und besorgter um Honoratus; sie antwortete nur schroff und verletzend, wenn Fürst Tancred sich darüber beklagte.

„Was wollen Sie?“ rief sie einmal. „Sie haben mich vernachlässigt. Sie haben mich beleidigt, und ich fühle mich

frei. Was interessirt es Sie noch, wen ich liebe, und wenn es Ihr Sohn wäre? Habe ich ihn nicht früher gekannt und geliebt als Sie? Ich langweile mich bei Ihnen und besinne mich nur noch, wann ich Sie verlassen soll."

Fürst Tancred gerieth über diese Worte in Wuth. Diese Kälte Georgette's, ihre Philosophie, ihre Drohung fortzugehen, regten seine alte Leidenschaft für sie auf. Aber sie wechselte zunächst seine Stimmung gegen Honoratus. An diesem wollte er seinen Zorn auslassen, ihn bestrafen, um sich an die treulose Georgette zu rächen.

Er stürmte zu seinem Sohn; er überfiel ihn mit Flüchen und Schmähungen; er sprach von Verbannung und Entziehung seines Einkommens.

Honoratus, als sei er in der letzten Zeit und durch den Gedanken an seine Vergeltung erstarkt, ließ mit Ruhe diesen Ausbruch seines Vater über sich ergehen. Er erwiderte Nichts; er lächelte nur und wartete ab, bis der Wütherich sich beruhigt haben würde. In der That machte diese ruhige, sichere, gar keine Scheu wie sonst verrathende Haltung des Prinzen den Gebieter stutzig.

„Willst Du mich noch höhnen?" rief er. „Mensch, kennst Du keine Furcht mehr vor mir? Wähnst Du, daß Du durch Madame Lesëur vor meinem Zorn geschützt werden kannst? O, ich werde Dir und ihr zeigen, daß ich Herr im Hause bin!"

„Beruhigen Sie sich doch, mein Vater," wandte jetzt Honoratus ein. „Sie befinden sich im Irrthum und Sie

bereiten dadurch nur einer Dame Triumph, deren Spiel Sie wohl durchschauen sollten."

Fürst Tancred's Mißtrauen stieg durch diese Worte auf.

„Was heißt dies? Erkläre mir Deine Worte!" befahl er finster; „Du scheinst mehr zu wissen als ich! Sollte mein Verdacht gegen Dich ungegründet sein?"

„Sie lassen sich von der List Georgette's täuschen, mein Vater," erwiderte er. „Sie spielt mit mir eine Liebescomödie ohne meinen Willen, nur um Sie durch Eifersucht wieder in ihre Fesseln zu schlagen."

„Sie treibt ein verwegenes Spiel!" murmelte der Fürst. „Ich will es sie bereuen lassen!"

„Sie ist eine Intriguantin!" wagte Honoratus jetzt den Schlag nach ihr zu führen; „sie stiftet nur Unheil, auch zwischen uns."

Noch eine Weile ließ der Fürst, welcher über seinen Racheplan brütete, die anklagenden Worte des Prinzen auf sich wirken; dann entfernte er sich schweigend und mit einem schweren Wetter auf der Stirn. Gerade das Gegentheil von dem, was Georgette beabsichtigt, hatte sie bewirkt. Der Fürst verachtete sie und beschloß ihren schmählichen Sturz, um sich für ihren versuchten Betrug zu rächen. Es hatte eines solchen, durch die Scham vor seinem Sohn bewirkten Anstoßes nur bedurft, um ihn zu einem Entschluß zu treiben, vor dem er bisher noch immer gescheut und der ihm nicht mehr möglich gewesen wäre, wenn der Umschlag seiner Leidenschaft sich schon vollständig vollzogen hätte.

Keine Ahnung hatte Georgette von diesem Ausgang der Unterredung zwischen Vater und Sohn, von diesem Schlag, der sie treffen sollte, und den die rohe Natur des Fürsten berechnend nach ihrem Stolz und ihrer Herrschsucht richtete. Auch Honoratus wußte nicht, daß so schnell und mit Aufsehen der Vater seine Rache in's Werk setzen würde; aber er fühlte den Hochgenuß, Georgette's Stellung erschüttert und ihr gegenüber den Muth einer That gehabt zu haben.

Am nächsten Morgen wurde Georgette durch ein heftiges, energisches Pochen an der Thür ihres Schlafzimmers geweckt. Erschrocken sprang sie aus dem Bett und rief nach ihrer Kammerfrau im Vorzimmer. Niemand kam, nur das Pochen wiederholte sich gebieterischer. Verwirrt, geängstigt warf sie sich ihre Kleider über und öffnete selbst. Zwei Beamte der Polizei von Mentone standen vor ihr.

Georgette, durch deren Kopf jetzt blitzschnell eine Ahnung flog, erbleichte; aber im nächsten Moment trat sie gefaßt und hochmüthig den Beamten entgegen.

„Was wagen Sie?" rief sie mit zornbebenden Lippen.

„Unser Befehl ist bestimmt," entgegnete der eine Sergeant barsch.

„Und er lautet?"

„Sie aus dem Bett zu verhaften, ohne Zögern Sie mit dem Koffer, in den Sie Ihre Garderobe packen sollen, in den untenstehenden Wagen zu bringen und ohne Aufenthalt durch die Straßen von Mentone bis an die Grenze zu

transportiren, mit dem Verweis, bei Strafe der Einsperrung nicht wieder das Territorium von Mentone zu betreten."

Georgette lachte in krampfhafter Wuth laut auf. Sie verhöhnte diesen Befehl, sie weigerte sich, die Autorität der Beamten anzuerkennen, sie verlangte, den Fürsten rufen zu lassen und mit ihm zu sprechen. Die Polizisten setzten ihr eine unerschütterliche Kaltblütigkeit entgegen.

„Seine Hoheit," sagte der Sergeant, „werden aus dem Fenster ihres Arbeitszimmers zusehen, wie Sie das Schloß nach höchster Vorschrift verlassen. Also eilen Sie; wir haben bestimmte Ordre."

Georgette konnte es noch nicht fassen.

„Und der Prinz? Wo ist der Prinz? Weiß er darum?"

„Was geht uns der Prinz an!" rief der Sergeant barscher. „Vorwärts, Madame, oder wir müssen Gewalt brauchen!"

Die Pariserin, die sich so schmählich behandelt sah, beugte sich nicht. Ihre Wuth sann auf einen Ausweg, ihre wilde Leidenschaftlichkeit wollte den Kampf aufnehmen bis zum Aeußersten. Sie setzte sich auf das Sopha und schien alle Drohungen der Beamten zu überhören.

Da holte der eine die erschreckte Kammerfrau herbei und befahl ihr, die Wäsche und Kleider Georgette's in einen schon im Vorzimmer stehenden Koffer zu packen; der Sergeant selbst faßte die verstoßene Maitresse an den Arm und zwang

sie, sich durch die ihm gehorchende Kammerfrau auf's nothdürftigste anzukleiden. —

Zehn Minuten später war Georgette und ihr Koffer in den offenen Wagen transportirt worden, der im Schloßhof hielt. Ihr Sträuben, ihr Wüthen, ihr Wehren hatten Nichts genützt, und zähneknirschend, ihre Lippen blutig beißend, bleich, mit flammenden Augen, zitternd, fiebernd vor Ingrimm, hatte sie sich endlich der Gewalt gefügt. Sie saß im Wagen, den Augen aller Welt preisgegeben, ihre Kleider in Unordnung, ihr Haar aufgelöst und ohne Chignon, der es sonst schmücken mußte; vor ihr die beiden uniformirten Polizisten, bereit, jede Widerspännstigkeit ihrerseits zu bändigen, nöthigenfalls mit Handfesseln, welche der Sergeant ihr als letzte Warnung gezeigt.

Hätte eine Ohnmacht ihr diese Schmach verhüllt, sie würde glücklich gewesen sein; aber ihre Nerven trotzten wider ihren Willen.

Hoch aufgerichtet in seinem Balconfenster stand Fürst Tancred und weidete sich an der Erniedrigung Georgette's, welche zwei Jahre lang von ihm als die Herrin in diesem Schloß erklärt worden war. Er blieb stumm, dann winkte er, und der Wagen fuhr ab.

Georgette hatte ihn wohl gesehen; aber Scham und Wuth ließen kein Wort über ihre Lippen. Nur als der Wagen sich in Bewegung setzte, und sie diese niederträchtige Rache des Fürsten bis in den Grund erschaute, lachte sie wieder in wilder Verzweiflung auf, daß es unheimlich durch den Schloß-

hof gellte. Alle Hofbeamten, welche sonst so demüthig vor ihr sich gebeugt, standen vor den Thüren oder an den Fenstern und zeigten ihr die schadenfroh lächelnden Gesichter. Sie bedeckte vor Ekel das ihrige mit den Händen.

Einige hundert Schritte vom Schlosse kam Prinz Honoratus ihr zu Pferde entgegen. Er hatte seinen gewöhnlichen Morgenspazirritt gemacht und keine Ahnung von diesem außerordentlichen Vorgang gehabt. Aber der Anblick, der sich ihm darbot, belehrte ihn über Alles, ohne daß er zu fragen brauchte.

Ein Blick Georgette's genügte ebenfalls, in ihm den Verräther zu erkennen. Sie streifte ihn mit ihren funkelnden Augen; sie ballte unwillkürlich die Faust; dann warf sie sich in blähendem Hochmuth zurück und zeigte ihm frech eine tückische, herausfordernde Miene.

Honoratus hatte kein Mitleid mit ihr. Als er dicht an ihrem langsam fahrenden Wagen vorbeiritt, rief er mit dem ganzen Haß seiner Seele höhnend ihr zu:

„Adieu, Georgette! Ich sagte Ihnen ja einmal, daß ich Sie durch die Polizei von hier fortschicken würde!"

Er ritt weiter. — Er hatte Georgette den letzten und vernichtendsten Stoß versetzt, nach welchem die Kraft ihres Trotzes und ihrer Wuth zusammenbrach. Thränen entstürzten ihren heißen Augen. —

Es war dieselbe Stelle, wo sie einst in gleichem Hohn der abreisenden Prinzeß Victoria ihr Lebewohl zugerufen!

— — — — — — — — — — — —

Fürst Tancred schien nach der Entfernung Georgette's ein Anderer zu werden. Er suchte aufrichtigen Frieden mit seinem Sohn und enthielt sich aller tyrannischen Launen gegen denselben. Prinz Honoratus wurde gleichsam für volljährig und selbstständig erklärt und nahm die Freiheit mit einem gewissen Dankgefühl auf.

Auf die Anregung seines Vaters, welcher jetzt auch für eine Wiedervereinigung des erbprinzlichen Paares sich zu allen Zugeständnissen bereit erklärte, reiste Honoratus nach Schloß Hohenthal, um durch Vermittelung des deutschen Fürsten noch einmal eine Verständigung mit der Prinzessin zu suchen.

Es war zu spät. Der päpstliche Dispens war ertheilt, und die Prinzessin, welche in Folge des Attentats in Florenz auch die letzte Achtung und Sympathie für ihren Gemahl verloren hatte, bestand auf der Scheidung. Nur einen Vertrag erreichte der Prinz, wonach ihm gegen Ueberlassung des Kindes an die Mutter bis zum vollendeten zwölften Jahre eine bedeutende Summe aus dem Vermögen derselben zugesichert wurde; die Bedingung war noch beigefügt, daß der Sohn auch nach der Uebernahme durch seinen Vater alljährlich einen Sommermonat auf Besuch bei der Mutter verleben solle.

Prinzeß Victoria war wieder frei. Ein Sturm hatte die Blüthen ihrer frühen Jugend geknickt, eine bittere Enttäuschung hatte ein reines Herz heimgesucht. Aber langsam nach starrer Winterzeit kam der Frühling mit neuem Lebensodem und rief wieder Knospen hervor; und in der Liebe zu

ihrem Kinde, in ihrem Mutterglück fand sie den Trost für einen entschwundenen Traum. Es zogen wieder Tage eines friedlichen Glücks für die Bewohner von Villa Clydesdale in Baden-Baden auf.

* * *

Und wieder neigte sich die Sommersaison von Baden-Baden ihrem Ende zu. Wenn auch durch die Abwesenheit der vornehmen und leichtsinnigen Franzosen und der Pariser Cocottenwelt nicht so glänzend wie sonst, so war sie doch gewiß die besuchteste gewesen. Noch diese Saison — dann gab es hier keine Spielsäle mehr, dann erlosch auch diese glänzende Flamme, welcher Leichtsinn und Uebermuth bisher die Nahrung geliefert hatten. Noch einige Wochen, dann erscholl zum letzten Male an den grünen Tischen in den goldglänzenden Sälen der Ruf der Croupiers: Faites vos jeux, messieurs! Dann hieß es für immer: Rien ne va plus! (Wir bemerken, daß diese Novelle im Herbst des Jahres 1872 verfaßt ward.)

Eines Abends, nach Beendigung des Concerts, schlenderte Jean die Allee hinauf nach der Stadt, seine Cigarre mit der Behaglichkeit eines Menschen rauchend, der sich diesen Genuß nach dem Tagewerk wohl gönnen darf.

Er bog in eine der ersten Straßen und hielt vor einem der vordersten Läden, einem kleinen Laden, in dessen Schaufenster Cigarren und Papeterien, Schnitzwaaren und allerlei Galanterie-Arbeiten gar einladend ausgestellt waren und über dessen Thür in neuen, goldenen Buchstaben stand: Christoph Becker.

Christoph hatte seit Kurzem dies kleine Geschäft angefangen und sich darauf mit einem hübschen Hausmädchen aus einem Hôtel verheirathet, welches ihre Ersparnisse zu den seinigen gefügt hatte. Zufrieden saß das junge Ehepaar auf einer Bank vor der Thür und genoß den lauen Spätsommerabend.

Es ging ihm gut, dem Christoph; sein Geschäft nahm Aufschwung, Dank seiner Umsicht und gewiß auch seiner hübschen Frau, die im Laden verkaufte.

Jean besuchte ihn wohl jeden Abend. Sie sprachen dann über Vergangenes und plauderten wie sonst über die Vorgänge in der Welt der Spieler und Fremden. Auch heute. Und wie immer in den letzten Zeiten auch über die Zukunft, wenn nun in Baden-Baden keine Spielbank mehr sein würde. Darüber sah Jean sehr schwarz; er glaubte nicht, daß so glänzende Saisons und so reiche Trinkgelder wiederkommen würden, wenn die Spielpächter nicht mehr die glänzende Unterhaltung der Fremden besorgten, und vergebens, daß Christoph einen solchen Verfall von Baden-Baden bestritt.

„Enfin!“ sagte Jean abbrechend, indem er mit einem gewissen Neid auf Christoph's Frau und in das Geschäft blickte. „Wir werden ja sehen. Ich habe am Ende ein kleines Vermögen und kann mich wohl auch noch verheirathen. Man hat genug gearbeitet für Andere ... vielleicht arbeite ich nun auch bald für mich selbst!“

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Beuthstraße (Centralstraße) 1.

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen:

Eisenbahn-Unterhaltungen:

(Romane, historische Erzählungen und Criminalnovellen.)

☛ **Preis jedes Bandes 10 Sgr. = 1 Mark.**

Band 1. **Der Deserteur**, von v. Grabowski. (2. Auflage.)
" 2. **Eine moderne Heilige**, von demselben. (2. Aufl.)
" 3. **Die Polenbraut**, von R. Dehnike. (2. Aufl.)
" 4. **Im rothen Krug**, von J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
" 5. **Der Wahrsager**, von Karl von Kessel.
" 6. **Ein Maskenball**, von J. D. H. Temme.
" 7. **Der Diamantenhändler**, von R. Dehnike.
" 12. **Camilla**, von Eugen Hermann.
" 14. **Pfeifenhannes.** Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. (2. Auflage.)
" 15. **Französische Geschichten.** Zwei historische Novellen von v. Grabowski und E. Hermann.
" 16. **Der Geächtete**, von Eugen Hermann.
" 18. **Die Grafen Hardeck.** Erzählung von E. Hermann.
" 19. **Der Falkner.** Novelle von Ed. Ziehen.
" 20. **Die beiden Condé.** Historische Novelle von Eugen Hermann.
" 21. **Vom grünen Tisch**, von Michael Klapp.
" 22. **Die Klosterruine.** (2. Aufl.)
" 23. **Der Dieb und sein Kind.** (2. Aufl.)
" 24. **Die Mühle am schwarzen Moor.** (3. Aufl.)
" 25. **Eine Kirchmeßnacht.** (4. Aufl.)
" 29. **Zum Tode verurtheilt.**
" 30. **Verkuppelt.**
(Nr. 22–30: Criminal-Geschichten von Temme.)
" 31. **Das Kloster.** Novelle von Ed. Ziehen.
" 32. **Die Tochter des Staats-Anwalts**, von Jean Dufresne.
" 33. **Die Sonne bringt es an den Tag!** von Fr. Friedrich.
" 34. **Die Entsagungs-Urkunde.** Historische Novelle von M. A. Niendorf.
" 36. **Aus dem befreiten Venedig**, von Michael Klapp.
" 37. **Nemesis.** Criminalgeschichte von Fr. Friedrich.
" 38. **Lust und Leid hinter den Coulissen.** Humoristische Skizzen aus dem Theaterleben, von Fr. Friedrich.
" 39. **Die Czechin.** Erzählung aus dem Kriege 1866, von E. Hermann.
" 40. **Mario.** Der Roman eines Kirchensängers, von Michael Klapp.
" 41. **Schlaue Leute.** Erzählung von Fr. Friedrich.
" 42. **Der Eberwirth.** Dorfgeschichte von K. Bergvoigt.
" 43. **Berliner Schloßdiebe.**
" 44. **Ein Gefangener der Bastille.**
(Nr. 43–44: von George Hiltl.)

NB. Die Bände 8, 9, 10, 11, 13, 17, 26, 27, 28, 35, 53, 68, 69 sind vergriffen!